

Bei der WM ist er 20. Das ideale Alter für einen Auftritt auf der Weltbühne. Die größte Angst seiner Eltern: dass er sich verletzt

Der Deutschtürke Mehmet Can Aydin ist ein Ausnahmetalent. Bei Schalke 04 steht er vor dem Durchbruch – wie einst Mesut Özil. (Von Marcel Laskus)

Das blau-weiße Trikot hat Mehmet Can Aydin in die Hose gestopft, sonst würde man sehen, dass es ihm zu groß ist. In seinem Team ist er der Jüngste. Gleich wird der Schiedsrichter das bislang wichtigste Spiel seiner Karriere anpfeifen.

Wenn er heute gut spielt für die U19 von Schalke 04, wenn er ein Tor macht gegen Köln, wie er es sich vorgenommen hat, könnte er sogar erste Angebote aus dem Ausland bekommen. 300 Menschen sind an diesem Sonntag im Februar ins Kölner Stadion gekommen, unter ihnen etliche Spielerbeobachter. Anpfiff. Aydin sprintet los zu seinem ersten Zweikampf in dieser neuen Liga.

Mehmet Can Aydin ist ein Ausnahmetalent: Seit er 14 ist, gehört er zum Kader der Jugendnationalmannschaften, zurzeit ist er in der U17 Kapitän. Im November kürte ihn Sport Bild zu den "Top-Talenten". Erst in sechs Tagen hat er seinen 17. Geburtstag.

"Vor dem Anpfiff", sagt Mehmet Can Aydin, "habe ich manchmal Angst davor, zu enttäuschen." Die Hoffnungen, die auf ihm liegen, sind riesig: Er könnte Schalke 04, seinen Verein, irgendwann wieder auf einen der oberen Plätze der Bundesliga führen. Er könnte dabei helfen, dass die deutsche Nationalmannschaft wieder erfolgreichen Fußball spielt. In drei Jahren, bei der WM in Katar, ist Mehmet Can Aydin 20 Jahre alt. Das perfekte Alter für einen Auftritt auf der Weltbühne.

Mehmet Can Aydin ist Deutschtürke – wie Mesut Özil. Er hat sich entschieden, für die deutsche Nationalmannschaft zu spielen. Er könnte in Schalke vom großen Talent zum Star reifen. Wie vor mehr als zehn Jahren Mesut Özil.

Was heißt das aber, seit Özil, der "deutsche Zauberer" (The Guardian), im Sommer aus der Nationalmannschaft scheidet? Seit er dem DFB Rassismus vorwarf und diesen Satz zwischen die Deutschen und die Deutschtürken gestellt hat: "Ich bin Deutscher, wenn wir gewinnen, aber ein Immigrant, wenn wir verlieren."

An einem Donnerstag im November klingelt um 6.30 Uhr Mehmet Can Aydins Wecker. In Übach-Palenberg, einer Kleinstadt nahe Aachen, ist es noch dunkel; im Einfamilienhaus der Familie Aydin brennt schon Licht. Mustafa, Mehmet Cans Bruder, kommt gerade aus dem Bad. Der 22-Jährige schläft im selben Zimmer, von ihm lernte Mehmet Can das Fußballspielen. In der linken Zimmerecke steht das Bett von Mustafa, in der rechten das von Memo, das ist Mehmet Cans Spitzname.

Dazwischen ein Teppich mit der Skyline von Istanbul, an der Decke ein Poster mit der Skyline von New York. Nicht nur das Zimmer teilen sich die Brüder, auch so gut wie alles, was darin ist. Den Fernseher. Die Klamotten. Das Löwenkuscheltier auf dem Schrank.

Mehmet Can Aydin sieht verschlafen aus. Er schlüpft mit dem rechten Fuß in seine

Manschette. Schon den zweiten Bänderriss hat er in dieser Saison, ein Zeichen körperlicher Überlastung. "Das nervt", sagt er. "Ich will spielen." Ist er verletzt, sinkt sein Marktwert.

Nach den Fitnessübungen meldet sich das iPhone: "Beten". Er rollt einen Teppich aus, schließt die Augen, geht auf die Knie, Verse des Korans flüsternd, erhebt sich, geht noch einmal auf die Knie und steht wieder auf. Es ist das erste Gebet für heute.

Für Mehmet Can Aydin ist im Leben nichts so wichtig wie die Religion. Darauf folgen zweitens: Familie und Freunde. Und drittens: der Fußball. Drei weitere Gebete wird er heute noch sagen. Nur das am Nachmittag muss er oft ausfallen lassen. Da ist er beim Training.

Am Frühstückstisch sitzen die Aydins zusammen, es wird viel gelacht. Heute gibt es nur ein Thema: Mehmet Can ist in der Sport Bild. "Wir sind alle noch total geschockt", sagt Mustafa und schenkt seinem Bruder einen anerkennenden Blick. Seine Mutter, die er mit dem türkischen Wort ane anspricht, stellt ihm Toast und Rührei hin. So gibt es sein Ernährungsplan vor. Daneben Schälchen mit Nüssen, gut für die Muskulatur.

Wie es ist, wenn der Fußball ein Kind zum Erwachsenen macht, zeigt eine Karikatur an der Wand. Mehmet Can ist darauf zu sehen, zehn oder elf Jahre alt, mit breitem Grinsen. Einmal steht sein Vater vor dem Bild. Seit Memo Fußball spiele, sagt er, lächle er viel weniger. "Aber der Fußball ist seine Liebe." Er klingt wehmütig. Auch dem Vater und der Mutter verlangt dieser Weg vieles ab. Sie mussten eigene Bedürfnisse zurückstellen und ihren Sohn früher loslassen. Ihre größte Sorge ist jetzt, dass er sich einmal ernsthaft verletzt.

In Momenten der Stille, etwa auf der Fahrt zum Training, wirkt Mehmet Can Aydin nachdenklich, fast melancholisch. Er sieht dann aus wie ein ganz gewöhnlicher Junge, der keine Lust auf die Mathematik Klausur nächste Woche hat.

Aber er ist kein gewöhnlicher Junge. Er trägt ein Talent in sich, das nur wenige haben. Mal spielt er im Mittelfeld, mal in der Außenverteidigung. Er ist ein Allrounder und deshalb bei Trainern so begehrt.

Die Mutter kümmert sich um den Haushalt und packt die Sporttasche. Sie ist froh, dass ihr Sohn nicht im Internat wohnt, zwei Stunden von Übach-Palenberg entfernt, hier ist die Familie seit den Siebzigerjahren fest verwurzelt. Mehmet Can Aydin bleibt auch ihretwegen.

Der Vater ist zuständig für die Logistik. Seit ein paar Jahren wird der frühere Lkw-Fahrer von Schalke 04 dafür bezahlt, seinen Sohn zum Training zu fahren. Er ist sozusagen der erste Angestellte im Familienunternehmen der Aydins. Schon jetzt, mit 17 Jahren, ist Mehmet Can Aydin die Existenzgrundlage seiner Familie. Von seiner Fitness hängt ihr Lebensstandard ab.

Bereits als Kinder werden junge Talente mit teuren Verträgen an ihre Vereine gebunden. Dem Instagram-Profil der Schalker Jugendabteilung folgen Zehntausende Fans. Spielerbeobachter reisen quer durch Europa, um anderen Clubs beim Scouting eines Talents voraus zu sein. Vor einem Jahr wechselte ein gerade einmal 16-Jähriger für 25 Millionen Euro vom FC Genua zum AS Monaco.

Einmal, bei einem Spiel, macht ein Scout des AC Mailand in seinem Notizblock zwei senkrechte Striche neben den Namen Mehmet Can Aydin. Es bedeutet: exzellenter Spieler. Er weiß, wie wichtig es ist, gesehen zu werden. Bevor er sich eingesteht, nicht spielen zu können, quält er sich lieber über den Platz. Drei Striche bedeuten: Den wollen wir haben.

Dutzende Tage im Jahr fällt Mehmet Can Aydin wegen des Sports in der Schule aus. Heute sitzt er im Berufskolleg, in der elften Klasse, zwischen türkischstämmigen und russischen, zwischen dunkelhäutigen und blonden Schülern. Rassismus, sagt er, habe er noch nie erlebt. Nicht ein einziges Mal. In seiner Schule gebe es nicht einmal das Wort "Deutschtürke". Wenn er aufzählen will, woher seine Freunde stammen, muss er lange überlegen. "War der aus dem Iran oder aus Syrien?" Egal.

Die Lehrer sind zufrieden mit seinen Leistungen, trotz seiner vielen Fehltag. Gerät sein Kumpel in Englisch beim Vorlesen ins Stottern, ermuntert er ihn: "Komm schon, Alex, versuch es." Balancieren sie auf dem Schulhof einen Ball über den Beton, ist er es, der irgendwann zur Ordnung ruft: "Wir haben Unterricht, lass rein." Nicht nur auf dem Platz ist er einer, der andere mitzieht.

Seine Eltern fordern, die Schule wichtig zu nehmen. "Wenn ich kein Fußballer werde", sagt er selbst, "dann mache ich gar nichts mit Sport. Dann mache ich Business und studiere BWL."

Im Wirtschaftsunterricht geht es heute ausgerechnet um Nationalstaaten. Die Schüler sollen schauen, mit welchen Symbolen sich EU-Länder auf den Euromünzen präsentieren. Einer liest die Prägung seiner Münze vor. "Liberté, Égalité, Fraternité." Es klingt fragend. "Na, Memo, du weißt das doch!", sagt ein Junge aus der ersten Reihe. Mehmet Can Aydin richtet sich auf und zitiert aus der deutschen Nationalhymne, statt zu antworten. Er klopft sich mit der Faust auf die Brust und lacht. Es ist nicht ganz klar, ob das eine Blödelei ist oder ein Bekenntnis. Oder ein wenig von beidem.

An einem anderen Tag, an dem man ihn fragt, welcher Nation er sich zugehörig fühlt, antwortet er: "Ich bin ein Türke, der in Deutschland lebt. Ich liebe beide Länder. Nur weil ich für Deutschland spiele, heißt es nicht, dass ich die Türkei nicht mag."

Ist es wirklich so einfach: die Heimat, ein Plural? Sein Vater erinnert sich noch, wie Mehmet Can mit 13 einen Zopf trug: "Ich habe ihm gesagt: Mach, wenn du das magst. Aber in Deutschland will man so ein Auftreten nicht haben. Wenn es nicht gut läuft bei dir auf dem Platz, dann werden sie dich damit packen."

Mehmet Can Aydin ist bewusst, wie nah er an der Schwelle steht, eine öffentliche Person zu werden, eine Projektionsfläche für andere. Dass er die Hymne mitsingt (tut er!), mit wem er Fotos macht – für manchen Fan und Politiker könnte das einmal so wichtig sein wie seine Tore.

Mit 17 Jahren sagte Özil: "Ich bin Türke, und es ist mein größter Traum, für die türkische Nationalmannschaft zu spielen." Mit 19 Jahren ließ er sich aus der Türkei ausbürgern: "Ich fühle mich als Deutscher und will für den DFB auflaufen."

Der türkische Pass von Mehmet Can Aydin ist abgelaufen; wo er liegt, weiß er gerade nicht genau. Vor einem Jahr war er zum zweiten Mal in Istanbul, als Tourist. In der Jugendnationalmannschaft stammen die Spieler aus Ghana, Polen, den USA, der Türkei und Deutschland. "Wenn der eine im Zimmer anfängt, afrikanisch zu tanzen, dann machen alle mit", sagt er. "Das Wichtigste ist, dass wir uns als Deutsche fühlen."

Aber schon jetzt, als 17-Jähriger, scheint er zu ahnen, dass er zwei Interessen befriedigen muss – vor allem gegenüber sich selbst. Es ist ihm wichtig, die Sprache seiner Eltern zu beherrschen. Zu Hause, mit seiner Mutter, spricht er viel Türkisch. Er achtet aber gleichzeitig darauf, nicht Türkisch zu sprechen, wenn Menschen dabei sind, die es nicht verstehen. Das fände er respektlos.

Als der DFB einmal gegen die Türkei spielte, piffen die Deutschtürken Özil aus. Die Enttäuschung könne er verstehen, sagte der später.

Spricht man Mehmet Can Aydin auf Mesut Özil an, wird er vorsichtig. Klar: Er bewundert ihn als Fußballer, wie auch Leroy Sané. Ansonsten redet er lieber über Fifa 19 oder Luciano, seinen Lieblingsrapper.

Die Momente, in denen Mehmet Can Aydin wie ein Kind wirkt und dann wieder wie ein Mann, gehen fließend ineinander über. Seine Freunde sind mitten in der Pubertät und wollen die Form, in der sie sich wohlfühlen, erst noch finden. Mehmet Can Aydin hat eine andere Priorität: die Form halten.

Wegen des Fußballs, sagt er, habe er keine Kindheit gehabt. "Ich habe wenig Zeit, mit Freunden rauszugehen." Wenn die anderen feiern, liegt er längst im Bett. Dafür macht er Erfahrungen, von denen andere Jungs in seinem Alter nur träumen können. Mit der Nationalmannschaft reist er um die halbe Welt. Von Nike wird er gesponsert und darf sich Jahr für Jahr Kleidung im Wert von Tausenden Euro aussuchen. Sein Schrank ist voll mit bunten Sneakers.

Auf Instagram fragen ihn Zwölfjährige: "Memo, wie wird man so gut wie du?" Wenn er davon erzählt, scheint ihm das fast peinlich. "Ich weiß ja nicht, wie diese Jungs spielen. Ich schreibe denen, was mein Vater mir beigebracht hat: dass man immer an sich glauben soll. Weil ohne Glauben klappt nichts."

Ein paar Stunden später sitzt Mehmet Can Aydin im Kleinbus seines Vaters. Wie jeden Tag von Montag bis Samstag quälen sie sich über die verstopfte Autobahn. Sein Vater hat die Rückbank ausgebaut und auf der freien Fläche eine Matratze ausgelegt. Meist schläft Mehmet Can Aydin nach wenigen Minuten darauf ein. In der Hand hält er das iPhone. Gerade noch hat er darauf eine türkische Sitcom geschaut.

Das Trainingsgelände auf Schalke wird vom Flutlicht bestrahlt. Mehmet Can Aydin stöhnt leise, als er auf den Rasen tritt. Die Manschette, die er wegen seines Bänderrisses trägt, hat er in der Kabine abgelegt. Noch ein letztes Mal fasst er an den Fuß, dann trabt er davon. Erst gemächlich, dann immer schneller. Als er zum Spielfeldrand zurückkommt, hat er ein Lächeln auf dem Gesicht. "Ja, trainieren, das geht heute auf jeden Fall."

Nur selten bricht im Fußball eine vielversprechende Laufbahn abrupt ab; häufiger

zergeht sie schleichend langsam. Frühestens in der U19, in der Mehmet Can Aydin nun spielt, zeigt sich, ob es zu einer großen Karriere reichen wird. Einige seiner Mitspieler werden in die U23 wechseln, das Amateurteam, und dort bleiben. In der fünften Liga. Ihre Gegner heißen dann nicht Bayern München und Borussia Dortmund, sondern Sprockhövel und Brünninghausen.

Mehmet Can Aydin sitzt auf einer Liege in der medizinischen Abteilung. Vier Physiotherapeuten betreuen hier etwa 200 Jugendspieler. Schalkes "Knappenschmiede" hat einen hervorragenden Ruf, weil es viele von dort zum Profispieler schafft. Das Training hatte gut begonnen, nun schmerzt der Fuß wieder. "Früher kannte ich so was nicht", sagt er bitter. "Jetzt bin ich hier Stammgast."

"Du hast eben eine hohe Belastung", sagt der Therapeut, der schon Manuel Neuer und Mesut Özil behandelt hat. "Das ist recht viel für einen heranwachsenden Körper." Er legt ihm einen Verband an. "Hast du auch wieder recht", sagt Mehmet Can Aydin. Wie es wäre, wenn er sicher sein könnte, dass sein Körper fit bliebe, für immer? "Ich glaube, dann hält mich nichts auf."

Im Herbst und Winter läuft es nicht immer. Der Fuß schmerzt, die letzten drei Spiele des Jahres bleiben sieglos. Erst Ende des Jahres geht es wieder bergauf. Auf der Weihnachtsfeier von Schalke 04, zwischen Plätzchen und Tee, verkündet sein Trainer: Memo, nächstes Jahr spielst du bei den Großen. Eine vorzeitige Beförderung.

Heute also: das entscheidende Spiel. Vorher hatte er gesagt, er fühle sich fit wie nie. Nach einer Viertelstunde ist seine Hose dreckig von Gras und Schlamm.

Lange spielen Köln und Schalke ähnlich gut, aber in der 28. Minute fällt das 1 : 0 für Köln. Mehmet Can Aydin ist als Erster wieder am Anstoßpunkt. Nur wenige Minuten später dribbelt sich die Nummer 10 von Schalke allein durch die Kölner Abwehr und trifft zum Ausgleich. Mehmet Can Aydin umarmt den Schützen.

Kurz darauf grätscht er einen Gegenspieler um. Ein anderer kommt dazu. Sie bauen sich voreinander auf. Später wird Mehmet Can Aydin erzählen, der andere habe ihn beleidigt.

Er stößt den Gegenspieler, der strauchelt. Andere eilen herbei, trennen die beiden. Mehmet Can Aydin bekommt die Gelbe Karte, in der Halbzeitpause nimmt ihn der Trainer vom Feld. Den Rest des Spiels verbringt er am Rand. Er wirkt in sich gekehrt. Am Ende steht es 3 : 2 für Köln. Der Sprung an die Tabellenspitze ist verpasst.

"Der hat gedacht, dass du jung bist und auf ihn reinfällst", sagt sein Vater, als sie nach Hause fahren. "Gute Spieler fallen nicht auf so was rein", sagt Mehmet Can Aydin. Er blickt aus dem Fenster. "Memo, das nächste Mal lachst du einfach, und dann gehst du weiter."

Mehmet Can Aydin nickt, er hat nichts mehr dazu zu sagen. Bis Aachen sind es noch 80 Kilometer. Er schließt die Augen. Erst als der Wagen vor seinem Elternhaus hält, öffnet er sie wieder.

Die Heimsuchung

Deckers Duell

Als Michael Decker Ende Januar 1999 wieder aus dem Koma seines Schlaganfalls erwacht, ist er nervös. Dachte er doch für einen kurzen Moment, er sei in seinem ehemaligen Heim, das ihm, so sagt er, seine Kindheit gestohlen hat. Alles, was sich der damals 45-Jährige im Laufe seines Lebens angeeignet hat, muss er neu erlernen - Laufen, Sprechen, sich bewegen. Nur eins lässt der Kopf nicht mehr zu: das Verdrängen seiner Heimerfahrung. Bis heute hat er psychisch und körperlich mit den Folgen des Missbrauchs, der Isolation und den Vergewaltigungen aus seiner Zeit im Franz Sales Haus in Essen zu kämpfen. Es dauert Jahre, bis er beschließt „So, jetzt ist Schluss: Du musst damit aufräumen!“. Ein langer Kampf gegen sein ehemaliges Heim beginnt.

Michael Decker ist eines von rund 500.000 Heimkindern, die in den 50ern und 60ern Jahren in konfessionellen Einrichtungen der Bundesrepublik Deutschland untergebracht waren. Seine Leidensgeschichte im Franz-Sales-Haus ist extrem, steht aber auch stellvertretend für viele andere Missbrauchsfälle in katholischen Einrichtungen und zeigt, dass bis heute Heime nicht bereit sind, ihre Opfer aus dieser Zeit offiziell anzuerkennen. Ein dunkles Kapitel deutscher Geschichte wird so fortgeschrieben.

Freitag, der 21. Dezember 2018. Im vierten Stock einer Mietwohnung im Bremer Neubaugebiet, greift Decker zum Hörer und wählt die Nummer des Franz Sales Haus: „Ich will fragen, wie das denn ist mit der Medikamentenaufklärung, ob sie sich was haben einfallen lassen mittlerweile, und wer das macht, will ich erfahren“ – am Ende der Leitung nimmt niemand ab.

„Die haben Angst vor mir. Weil Decker sie bis heute nicht in Ruhe lässt. Und heute noch Antworten will auf das Unrecht, das sie mir angetan haben.“ Aufgebracht zündet er sich eine Zigarette an – die Kippen türmen sich im Aschenbecher. Mit seinen zerzausten, weißen Haaren, eindringlichen Augen und großen Händen, könnte man fast meinen, Mario Adorf säße vor einem. Nur rauer, weniger galant und massiver.

Mutter und Vater waren Jenische, eine im 2. Weltkrieg verfolgte Minderheit aus dem Fahrenden Volk. Doch das Elternhaus ist zerrüttet, die Kinder kommen ins Heim. Ein ehemaliger NS-Arzt, Prof. Hans Alois Schmitz, erklärt Michael Decker als Kind für „schwachsinnig“. Deswegen kommt er mit 12 Jahren ins Franz Sales Haus, eine Behinderteneinrichtung. Und das obwohl Decker weder behindert noch dumm ist. Er behauptet, von da an habe er täglich starke Psychopharmaka schlucken müssen.

Es ist aber auch der Ort, an dem zum ersten Mal ein Mann Hand an ihn legt, berichtet Decker. Demzufolge wird der 12-Jährige vom katholischen Heimleiter Faber, später von seinem Erzieher Kruse über drei Jahre hinweg immer wieder missbraucht und vergewaltigt. Faber erklärt dem kleinen Michael warum: `Weil du ein so schöner Zigeunerjunge bist.` Über ein Jahr ist er eingesperrt – erst in einer Zelle, dann auf einer Speichertreppe. Isoliert von den anderen Kindern.

Decker will für diese Torturen eine Entschuldigung und eine Entschädigung. Doch das Franz Sales Haus verweigert beides. Mit einer Klage wegen sexuellen Missbrauchs zieht Decker vor das Landgericht in Essen.

Eine Geschichte aus dieser Zeit belegt, wie hart die Auseinandersetzung zwischen heutigem Heim und ehemaligem Heimkind läuft: 2010 bekommt Decker zwei Jahre auf Bewährung. Mit gefälschten, ärztlichen Attesten hat er sich rund 100.000 Euro vom Bremer Sozialamt erschlichen, von denen er selbst rein gar nichts einsteckt. Im Namen der Stadt Bremen kauft er

mit dem Geld neue Rollstühle und Betten für ungarische Heimkinder. 'Der Robin Hood der Armen', sagen andere über ihn. Das Franz-Sales-Haus versucht diesen Sachverhalt gegen ihn auszuspielen, wie andere Heimkinder später berichten. Es zeigt ihnen Artikel vom Urteil und rät ihnen ab mit einer ‚hochkriminellen‘ Person wie Decker zu verkehren. Für Decker gibt es nur eine Erklärung: Sie wollen ihn wieder von den anderen Heimkindern isolieren, weitere Zeugenaussagen zu seinen Gunsten verhindern.

Der Prozess wird vor dem Oberlandesgericht Hamm weitergeführt. Es ist das erste hohe Gericht, das ihm attestiert, dass er gefangen gehalten, vergewaltigt und geschlagen worden ist. Im Urteil heißt es „Dieses Heim hat Verbrechen gegen die Menschlichkeit an dem Kläger Rolf-Michael Decker begangen.“ Ein großer Erfolg für Michael Decker. Doch gleichzeitig stellen die Richter fest, die Verbrechen sind bereits verjährt, das Heim kann nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden.

Doch Decker gibt seinen Kampf nicht auf, dann geht er lieber wieder ins Archiv, sagt er, paar Akten einsehen, Spuren sichern – im Dreck wühlen. „Das Franz Sales Haus hat jedem ehemaligen Heimkind 3000 Euro gezahlt, nur der Herr Decker hat die nicht gekriegt. Weil der Decker derjenige war, der es in die Öffentlichkeit gerissen hat.“

Mit seinem Anwalt schreibt er einen Brief an die Stiftung des Franz Sales Haus und fragt, warum andere Heimkinder entschädigt werden, er aber nicht? – „Zumindest hätte ich dann gesehen, dass sie mich als Opfer anerkannt haben. Aber die tun so als ob sie mir nix getan hätten.“ Die Antwort des Heims: Deckers Verhalten ließe keine Verständigung zu. Nochmal nachgehakt. Auf meine E-Mail heißt es: Der neue Direktor könne keine Auskünfte geben, „da der Austausch mit ihm (Decker) vor unserer Zeit hier im Haus stattgefunden hat.“ Mit dem Austausch der Direktion beerdigt das Heim die Verantwortung für seine düstere Vergangenheit.

Michael Decker kann dieses Duell nicht gewinnen, locker lässt er trotzdem nicht. Anruf diesmal mit dem Handy. Diese Nummer kennt das Heim nicht, erklärt er, denn er wird oft blockiert. Der leitende Direktor sei nicht mehr zu sprechen, sagt die Dame in der Zentrale. – „Könne er einen Rückruf bekommen?“ – „Ja, wer sei er denn?“ – Decker buchstabiert langsam und laut: D – E – C – K – E – R“. Vom Franz Sales Haus hat bis heute niemand zurückgerufen.

Letztes Zuhause auf Station sieben

Das Wort Pflege kommt fast nicht mehr ohne das Wort Notstand aus. Es fehlt an Fachkräften, Geld, Zeit. Unser Reporter hat am Alltag in einem Pflegeheim teilgenommen – Serie, Teil 7

Martin Nejezchleba

Nachdem das Apfelkompott gelöffelt und das Frühstücksfernsehen verstummt ist, schwebt Elisabeth Malke durch Zimmer 7.18*. Leicht wirkt sie, die Frau im hellrosa Hemd und der dunkelrosa Flauschhose, als ich sie mit dem Hebelifter, ein rollendes Metallgestell mit einer Art Hängematte daran, durch den engen Raum manövriere. Transfer nennt man diese Szene im Pflegejargon. Elisabeth Malke ist fast am ganzen Körper gelähmt. Ohne diese Hilfe wäre sie ans Bett gefesselt.

An diesem Freitagmorgen kümmern sich gleich zwei Menschen um Elisabeth Malkes Transfer: Christiane Jacobi, die Stationsleiterin. Und ich, für einen Tag Hospitant auf Station 7 des Alfred Jung-Seniorenheims in Lichtenberg. Das Heben von Menschen, aus dem Bett, vom Essenstisch, vom Boden, das ist Alltag in der Pflege. Darum sind die Bewohner hier. Sie können ihr Leben nicht mehr aus eigener Kraft stemmen.

Nach 24 Jahren in der Altenpflege und zehn Jahren auf Station 7, gibt mir Jacobi einen Tipp: Egal wie knapp die Zeit ist, immer die Technik zu Hilfe nehmen. Auch wenn es dauert. Wie jetzt. Rollstuhl und Hebelifter bereitstellen, Frau Malke auf die Seite drehen, den Stoff der Hängematte unter ihrem Körper platzieren, das gleiche auf der anderen Seite, Stoff am Metallgestänge einhaken, per Knopfdruck langsam heben, vorsichtig drehen, nicht die Füße mit den geringelten Wollsocken einklemmen, in Millimeterarbeit durch den Türrahmen. Nur bis hier, auf halbem Weg zum Rollstuhl, vergehen zehn Minuten.

Die Versuchung, Frau Malke einfach aus dem Bett in den Rollstuhl zu hieven, an diesem Morgen in Raum 7.18* ist sie spürbar. Die Zeit in der Pflege wird immer knapper. Nicht immer können Pfleger der Versuchung standhalten. „Mit dem Rücken haben wir es alle“, sagt Jacobi.

Pflege. Ein Wort, ein Berufsstand, der in den vergangenen Monaten und Jahren kaum noch ohne ein zweites Wort auskommt. Notstand. In einem Land, das älter und gebrechlicher wird, fehlen Zehntausende Pflegekräfte.

In Berlin waren im Dezember 2018 laut Bundesarbeitsagentur alleine in der Altenpflege 216 Stellen unbesetzt. In keinem anderen Berufsstand dauert es so lange, Arbeitskräfte für freie Stellen zu finden: fünf bis sechs Monate im Durchschnitt. Warum kaum jemand in den Beruf will, das hat die Politik längst erkannt: schlechte Arbeitsbedingungen, niedrige Löhne.

Und dann kommt noch etwas dazu. Das Unbehagen. Welcher junge Mensch will schon tagtäglich mit Krankheit, Alter und Tod konfrontiert werden? Und das auch noch im Schichtsystem. Auch in mir ist dieses Unbehagen aufgestiegen, als über den Plattenbauriegeln in Lichtenberg der graue Morgen dämmerte. Vor mir das Seniorenheim, in Pastelltönen gestrichen. Hinter der Fertigbaubetonfassade leben 142 Menschen. Es ist ihr letzter Wohnort und vielen hier ist das bewusst.

Es war nicht ganz einfach, als Reporter in ein Pflegeheim zu kommen. Telefonate, E-Mails, Gewerkschaftskontakte. All das führte immer nur zu einem: Absagen. Datenschutz war eine Begründung. Die hohe Arbeitsbelastung eine andere. Auch das Wort Personalmangel fiel dabei.

Das Alfred-Jung-Seniorenheim hat zugesagt. Eines von vier Altenheimen, die die Volkssolidarität in Berlin betreibt. Von der Chefin für die Sozialdienste heißt es, man könne sich nicht über mangelnden Nachwuchs beschweren, nicht über all die Skandal- und Enthüllungsartikel aus Pflegeheimen – und sich gleichzeitig abschotten.

Bei der Volkssolidarität scheint man auch nicht viel verstecken zu müssen. Man zahlt Tarif. Ein examinierter Altenpfleger verdient also je nach Berufsjahren zwischen 2700 und 3400 Euro brutto im Monat. Laut Bundesgesundheitsministerium können das nur 20 Prozent der Altenpflege-Einrichtungen von sich behaupten. Laut Arbeitsagentur verdienen Pfleger in privaten Einrichtungen im Schnitt nur 1700 Euro. Die Volkssolidarität wirbt zwar inzwischen auch in Albanien oder bei Geflüchteten um Pflegekräfte – aber immerhin finde man noch Auszubildende.

In der Frühschicht heute arbeiten neben mir noch neun Pflegefachkräfte, elf Pflegehelfer, zwei Azubis und ein Zeitarbeiter. Dazu Sozialarbeiter, Hausmeister, der Verteildienst und die Hausleitung. Macht 43 Mitarbeiter auf 142 Bewohner.

Ganz öffnen will sich das Haus dem Journalisten aber doch nicht. Wenn um 6.30 Uhr auf Station 7 die Nacht- auf die Frühschicht trifft, besprochen wird, wer wie geschlafen hat, ob sich jemand erbrechen musste, gestürzt ist, ob Herr Fichtner* ruhig geblieben ist, soll der Reporter lieber nicht dabei sein. Sensible Patientendaten, heißt es. Während also ein paar Stockwerke höher die Pfleger den Gang auf und ab eilen, ein Bewohner nach dem anderen erwacht, überreicht man mir im Büro der Pflegeleitung ein grünes Poloshirt, ein Namensschild und das Wichtigste: die Kittelflasche. Desinfektionsmittel. Gegen Keime an den Händen. Denn Keime können in einem Haus wie diesem töten.

Auf die Essensausgabe folgt die Medikamentenausgabe. Eine Mitarbeiterin vom Verteildienst schiebt einen Wagen mit blauen Plastikbehältern durch den Gang. Je Bewohner ein Behälter, auf die Uhrzeit und das Mikrogramm genau in einer zentralen Ausgabestelle in Kleinmachnow portioniert. Schilddrüsenhormone um 6 Uhr, um 8 Uhr fünf Milligramm Folsäure, 47,5 Milligramm Methohexal gegen Herzschwäche und zehn Milligramm gegen Bluthochdruck und Wassereinlagerungen.

Auch das ist ein Mittel gegen den Fachkräftemangel: Alle Arbeitsschritte, die ausgelagert werden können, werden ausgelagert.

Der Wagen mit den Medikamenten klappert den Gang entlang, hält vor Raum 7.04*. Hier wohnt Heinrich Rasmuß. Ein Mann mit stolzen, grauen Haarsträhnen und weichem Gesicht. Er ist 94 Jahre alt, „steinalt“, wie er sagt, war Lehrer in der DDR. Wenn er auf seine Zimmerwand blickt, auf die Schwarz-weiß-Fotos der vier Kinder, seiner verstorbenen Frau, auf die Ölgemälde seines Vaters, die Holzfiguren, die Rasmuß aus Indonesien mitgebracht hat, sagt er: „Wat’n Leben, wa?“

Vor ein paar Jahren merkte Rasmuß, dass er dieses Leben nicht mehr im Griff hat. Er spricht von diesem fürchterlichen Gefühl, damals, als er in seiner Köpenicker Wohnung hinfiel, auf dem Boden lag. Stunden. Tage. Bis ihn zufällig jemand fand. Raum 7.04* nennt er nun sein Zuhause.

Sein Nachbar, Harald Fichtner*, scheint so einen Ort noch zu suchen. Sein Zimmer meidet er. Rastlos schiebt der dürre Mann einen Rollator durch den Gang, vor zum Ausgang, wieder zurück. Fichtner* leidet am Korsakow-Syndrom, sein Gedächtnis und sein Sinn für Orientierung sind gestört. Der korrekte Begriff für seine Rastlosigkeit lautet: Hinlaufsyndrom. „Er ist immer auf der Flucht“, sagt

Stationsleiterin Jacobi. Meist bringt ein Krankenwagen ihn zurück. Manchmal passiert das zweimal am Tag. Aufhalten kann Fichtner hier niemand. Das Seniorenheim ist ein offenes Haus.

In Raum 7.19* liegt Irmgard Krämer*. Sie war mal bekannt, trat im Fernsehen und auf Bühnen auf. Jetzt liegt sie da, ist seit fünf Jahren im Wachkoma. Die Nahrung kommt durch eine Sonde. Ob sie das will, weiß niemand. Krämer hat keine Patientenverfügung hinterlassen, kein Angehöriger konnte über ihren mutmaßlichen Willen aussagen. Frau Krämer muss am Leben bleiben. In der Hand hält sie ein Spielzeugmikrofon. Vielleicht erinnert sie das an früher. Auf jeden Fall hält es ihre Hand davon ab, sich zu schließen, davon, dass die Fingernägel sich in ihre Hand graben.

Aus dem Raum gegenüber brummt die Stimme eines Mannes. Er besucht seine Frau. Später soll auch sie per Transfer in einen Rollstuhl schweben, er will sie mit in den Garten nehmen

In Raum 7.12* ist es still. Eine Couch, ein schwarzes Regal mit weißen Porzellanengeln, eine Glocke. Wenn ein Bewohner stirbt, kommen die Angehörigen hier zusammen, dann ertönt die Glocke. Drei Mal war sie in diesem Jahr zu hören.

Die Bewohnerschaft wechsele schneller in den letzten Jahren, erklärt Christiane Jacobi. Der medizinische Fortschritt aber auch die hohen Kosten der stationären Pflege führen dazu, dass Menschen länger zu Hause leben. Wenn sie dann ins Pflegeheim ziehen, geht es oft sehr schnell.

Als Elisabeth Malke auf Station 7 kam, dachten die Pflegekräfte, sie würde bald sterben. Eigentlich ist sie viel zu jung für das alles hier. Jahrgang 1965. Aber irgendwann fing ihr Körper an, Antikörper zu produzieren, die ihre Nerven angreifen. Multiple Sklerose. Sie ist fast vollständig gelähmt, kann nur mit Mühe Wörter bilden. „Mar-tin“, spricht sie meinen Namen nach. Elisabeth Malke hat alle auf der Station überrascht, hat nochmal ins Leben zurückgefunden. „Die pure Freude“, sagt Jacobi. Als sie aber mit meiner Hilfe in Richtung Rollstuhl schwebt, klingt sie nicht nach Freude. Frau Malke wimmert, sagt abwechselnd, „Aua“ und „Mann“. Juckt es nur irgendwo? Oder hat sie Schmerzen? Sie kann es nicht sagen.

Jetzt sitzt sie im Rollstuhl, ist bereit für den vorläufigen Höhepunkt des Tages. Der ist im Erdgeschoss ab 10 Uhr geplant. Beschäftigung. So heißt das hier. „Roooo-saaaa-mundee. Schenk mir dein Herz und sag ja“, dudelt es aus den Lautsprechern. Elf Frauen haben sich zum Bingo getroffen. Jemand stellt bunte Plastikbecher mit Bananen-shakes auf den großen Holztisch. Die Damen nippen. „Nicht meine Welt“, sagt eine. „Auf los geht's los“, sagt die Frau von der Beschäftigung. Die Zahlen werden verlesen. Laut. Langsam.

Ich sitze neben Elisabeth Malke, helfe beim Legen. Sie schaut mich immer wieder fragend an. Manchmal findet sie die richtige Zahl, zeigt mit dem Finger drauf. „Ja, jaa“, flüstert sie. Dann, in der zweiten Runde, gelingt es uns. Wir decken die letzte Zahl ab, ich schaue Frau Malke in die Augen, sage: „Bin-go.“ Und Frau Malke wiederholt, einmal, zweimal. Beim dritten Mal hat ihre Stimme richtig Kraft. Sie strahlt mich an. Die Prämie, ein Tütchen Cola-Fruchtgummis, teilen wir.

Auf dem Gang rollt Heinrich Rasmuß vorbei. Ich werde hier nicht gebraucht, grummelt der Mann. Jemand überredet ihn, wieder in die Cafeteria zurückzurollen. Dort wedeln sechs Senioren mit Fliegenklatschen, schlagen sich damit gegenseitig einen Schaumstoffball zu.

Heinrich Rasmuß lehnt den Kopf auf die Handfläche, beobachtet das Schachspiel. Ein Praktikant spielt. Rasmuß hat ihm das Spiel beigebracht. Aber das hat er schon wieder vergessen. Er spielt

gegen einen Bewohner mit blauem T-Shirt, darauf die Aufschrift „Der frühe Vogel ... kann mich mal“. Er gewinnt. Dann spielt Heinrich Rasmuß gegen den Morgenmuffel. Einmal, zweimal. Die Cafeteria ist inzwischen leer. Der Praktikant räumt die Stühle zusammen, längst sind alle auf ihren Etagen zum Mittagessen. Herr Rasmuß sagt: „War ne gute Partie.“ Der Morgenmuffel sagt: „Na gut, dann spielen wir eben noch eine Runde.“ Eine Pflegerin will das Spiel unterbrechen. Der Morgenmuffel brummt und wischt die Figuren vom Brett.

Ich schiebe Heinrich Rasmuß in den Aufzug, zurück auf Station 7. Er will noch nicht essen, deutet zum Fenster. Dann erzählt er, wie er als kleiner Junge in Buckow gelebt hat. Am See. Wie ihm seine Mutter das Rudern beigebracht hat, wie er damals erfahren hat, was ein Jude ist, das er einer ist, weil die Großmutter eine war. Es ist das dritte Mal, dass er mir die Geschichte in dieser Frühschicht erzählt. Und beginnt immer wieder aufs Neue: „Wissen Sie...“

Ob er zufrieden ist hier, auf Station 7. Er sagt: „Sie reden viel zu schnell für mich.“ Wir blicken zusammen aus dem Fenster. Draußen ziehen dunkelgraue Regenwolken über die graue Straße, über Plattenbauten, einen Discounter. „Ein wunderschöner Ausblick“, sagt Heinrich Rasmuß.

Solche Momente werden im Pflegealltag immer seltener, sind die Ausnahme in einem von Zeit- und Personalmangel getriebenen Beruf. Und auch auf Station 7 dürften die Schichten normalerweise straffer getaktet sein als die eines Reporters, der hier für einen Tag hospitiert.

Aber spätestens als ich mit Heinrich Rasmuß aus dem Fenster blicke, ist auch das letzte Bisschen meines morgendlichen Unbehagens verfliegen. Ob die Menschen auf Station 7 nun zum Leben oder zum Sterben hierher gezogen sind – alles eine Frage der Perspektive. Und wer hat schon mehr gelebt als ein 94-Jähriger, der die Schönheit dort erkennt, wo andere nur eine verregnete Plattenbausiedlung sehen?

Die Bundesregierung hat sich einiges vorgenommen, um die Pflege von ihrem Notstand zu befreien. 111 Maßnahmen sind beschlossen. Zehn Prozent mehr Auszubildende bis zum Jahr 2023, 13.000 neue Mitarbeiter in der stationären Altenpflege aus dem Budget der gesetzlichen Krankenversicherungen, die Löhne sollen steigen. Aber schon im Dezember 2018 fehlten in Deutschland laut Bundesagentur für Arbeit 40.000 Fachkräfte und Helfer in der Alten- und Krankenpflege, der demografische Wandel ist ungebremst. Es scheint, als könnten politische Maßnahmen nicht die Zeit anhalten. Womöglich müssen wir alle sie uns nehmen.

Heinrich Rasmuß will nun doch essen. Leichte Vollkost. Lammcurry mit Ananas und Lauch. Dazu Reis. Er deutet auf seinen Stammplatz im Gemeinschaftsraum. Harald Fichtner* ist heute nicht davongerannt. Im Moment geht das auch nicht. Auf dem Gang ist ihm die Hose heruntergerutscht, hängt irgendwo oberhalb seiner Waden. Ob ich ihm helfen könne? Ich ziehe die Hose hoch. Fichtner bedankt sich. Und geht auf sein Zimmer. Jetzt noch Frau Malke. Rücktransfer. Wieder dieses Wimmern. Dann, als ihr Körper in die Matratze sinkt, schlagen die Klagelaute in Erleichterung um. „Aaaaah.“ Stationsleiterin Jacobi sagt: „War ein aufregender Tag heute.“

* Die markierten Stellen wurden aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes verfremdet.

Mutter, Mutter, Kind

Tanja und Mareke sind schon ihr halbes Leben lang ein Paar. Sie wünschen sich ein Kind, doch der Staat lässt sie damit allein. Der Beginn einer Zerreißprobe.

Um sich ihren größten Wunsch zu erfüllen, brechen Mareke und Tanja früh am Morgen auf. Sie fahren quer durch Ostfriesland, vorbei an platten Feldern, schlafenden Höfen, entlang der Nordseeküste und dann über die dänische Grenze. Nach knapp sechs Stunden erreichen die Kinderwunsch-Klinik in Aarhus. Endlich wollen sie eine Familie werden.

So erzählt das Paar von einer ihrer Fahrten nach Dänemark. Fünf Mal waren Tanja und Mareke schon dort. Beide sind Mitte 30 und versuchen seit drei Jahren, durch künstliche Befruchtung ein Kind zu bekommen. In Deutschland wird es Frauen schwer gemacht. Weil die Rechtslage unklar ist, wollen ihnen die meisten Ärzte und Ärztinnen nicht helfen. Sie hätten Angst, den Unterhalt für das Kind zahlen zu müssen, sagt Psychologin Constanze Bleichrodt. Sie arbeitet an einer Samenspendebank in München und berät lesbische Paare beim Kinderwunsch. „Die Frauen werden allein gelassen. Ihnen wird viel zugemutet.“

Ein Problem ist das Abstammungsrecht: Die zweite Mutter wird – anders als ein Vater – nicht automatisch als diese anerkannt. Sie muss das eigene Kind nach der Geburt erst adoptieren, was im Schnitt zwölf Monate dauert. Das nennt man „Stiefkindadoption“. Solange hat das Kind nur einen Elternteil. Justizministerin Katarina Barley möchte das nun ändern und die Rechte von homosexuellen Eltern stärken (**SZ**).

Schon im vergangenen Jahr sind zwei Regelungen entschieden worden, die es lesbischen Paaren einfacher machen. Der Samenspender kann nicht mehr als Vater verantwortlich gemacht werden, was dazu führt, dass Spender weniger Bedenken haben (**BGBL**). Und die **Bundesärztekammer** legte fest, dass Kliniken nicht nur Hetero-Paare behandeln dürfen. Diese Entscheidung liegt aber weiterhin bei den Ärzten. Die meisten machen es nicht.

Der Kinderwunsch ist jedoch auch eine Geldfrage. Die Behandlung würde Mareke und Tanja hier mehrere tausend Euro kosten, in Dänemark zahlen sie weniger als die Hälfte. Vielen bleiben also nur die Kliniken im Ausland. Dort geht es dann ganz schnell: „Es ist ähnlich wie beim Frauenarzt. Man wird untersucht – und dann wird der Spendersamen eingespritzt“, sagt Mareke. Doch künstliche Befruchtung ist komplex. Es ist gar nicht so leicht, schwanger zu werden: Die Wahrscheinlichkeit liegt bei 20 bis 30 Prozent (**Cryobank**). Immer wieder treten Mareke und Tanja die Reise an. Jedes Mal hoffen sie, dass es klappt.

„Ohne Mareke hätte ich längst aufgegeben“, sagt Tanja und blickt auf den frostigen Waldboden. Es sind nur ein paar Grad über Null an diesem Nachmittag Mitte Dezember. Jeden Tag spaziert die zierliche Frau durch den dichten Wald, an ihren Beinen klebt Hündin Lucy. „Was Mareke sich in den Kopf setzt, das zieht sie durch“, sagt sie und zippelt an ihrem Schal.



Für Tanja, 35, ist Lucy, 10, fast so etwas wie ein Kind. Mareke denkt genauso.

Tanja bleibt auf dem Waldweg stehen. Sie selbst hätte schwanger werden sollen. „Es hat einfach nicht geklappt“, sagt sie leise. Jetzt soll Mareke das Kind bekommen. Gerade macht sie eine Kur in der Nähe von Lübeck und Tanja ist allein in ihrem Bauernhaus in Ostfriesland.

Vor 17 Jahren lernt sich das Paar in der Disco kennen, der Beginn einer Jugendliebe. Neun Jahre später heiraten sie. Den Antrag bekommt Tanja auf der Geburtstagsparty einer Freundin. Plötzlich blinkt ihr Handy auf. Eine Nachricht: „Willst du mich heiraten?“ Tanja reißt den Kopf herum, schaut ihrer Freundin in die Augen – und sagt ja.

Kurz zuvor waren sie für eine Weile getrennt, weil Tanja früher oft eifersüchtig war. Mareke braucht damals Abstand. Tanja war am Boden zerstört. „Das war furchtbaaaar“, ruft Tanja in den Wald hinein. Sie habe Mareke nachgeweint. Doch dann lernt Tanja ihre neue Freundin kennen. Einen Tag bevor sie zu ihr nach Nürnberg ziehen will, lotst man sie auf einen Parkplatz. Dort steht Mareke mit einem Blumenstrauß vor ihrem alten Wagen. Aus dem Kofferraum spielt ihr Lied: der Titelsong von Dirty Dancing.

'Cause I've had the time of my life

Einmal „Time of my Life“ spüren, einmal tanzen wie Jennifer Grey und Patrick Swayze: Zum zehnjährigen Hochzeitstag wollen sie eine Gartenparty schmeißen und dafür einen Tanzkurs machen. „Nur die Hebefigur lassen wir weg“, sagt Tanja schnell.

Sie überquert eine Klinkerstraße und erreicht das Bauernhaus mit dem roten Dach. Mareke ist hier aufgewachsen. Früher, sagt Tanja, hätte sie sich niemals vorstellen können, auf dem Land zu leben. Sie ist in Stuttgart geboren, hat später in Emden und Aurich gewohnt. Nach sieben Jahren Dorfleben könne sie sich nichts anderes mehr vorstellen. Da ist Ruhe statt Lärm, Weite statt Enge. Morgens hört man nur Wind und ein paar Vogel.

Tanja zeigt auf die Wildblumenwiese hinter dem Haus: „Nichts ist so schön, wie zu beobachten, dass etwas wächst.“ Im Garten hacke Mareke eher Holz und sie selbst pflanze Zwiebeln an. Dann kramt sie nach den Hochzeitsfotos. Darauf ist das frisch getraute Paar zu sehen, wie es durch ein Spalier aus Menschen mit Rosen in den Händen läuft. Tanja trägt ein knielanges Brautkleid, Mareke einen weißen Hosenanzug. Beide lachen.

Tanja braucht jemanden, der ihr die Angst nimmt. Jemanden wie Mareke.

Mareke ist schon seit drei Wochen in Bad Schwartau. Der Kurort liegt etwa zehn Minuten von Lübeck entfernt. An einem Samstagmittag kurz vor Weihnachten lehnt Mareke an einem Geländer vor dem Bahnhof. Ihre Haare sind wenige Zentimeter kurz, durch die rechte Augenbraue trägt sie einen Ring. Mareke sagt, sie sammle Kraft für die nächsten Monate. Besonders die weit entfernte Klinik stresse sie, weil sie Aarhus immer vor dem Eisprung erreichen müssten.

Mareke stakst zum Naturpark neben dem Kurhaus. Hier gibt es einen Hügel, von dem man den bergigen Horizont sieht. Es duftet nach Kiefernadeln, Mareke nimmt einen tiefen Atemzug. Keiner könne sich vorstellen, sagt sie, dass sie bald womöglich einen Bauch vor sich her trage. „Ich bin weniger die Mutter, eher der Kumpeltyp.“ Tanja sei so eine Mutter, ein „Herzmensch“, wie Mareke es nennt.

Von dem Kinderwunsch erzählen Tanja und Mareke ihren eigenen Müttern nicht. Das Verhältnis zu ihnen ist nicht gut. Tanjas Mutter entscheidet sich vor Jahren gegen ihre Tochter und für den Stiefvater. Mareke hält oberflächlich zu ihrer Mutter Kontakt. „Wir reden nicht. Da ist etwas kaputt“, sagt sie. Als sie 17 ist, outet sie sich. Ihre Mutter kann das nicht akzeptieren. Mareke zieht aus und bricht den Kontakt zur Familie ab. „Meine



Sommer, 2011: Tanja und Mareke heiraten. Es sollte nur eine kleine Feier werden. Dann trinken alle bis spät in die Nacht Bier und essen Pizza.

Mutter“, sagt sie mit fester Stimme, „hat mich bis heute nicht zuhause besucht.“ Wenn sie bei ihrer Oma Tee trinkt, und die Mutter dabei ist, küsst sie Tanja nicht.



Mareke, 37, steht dort, wo sie aufgewachsen ist – und sich mit ihrem Vater versöhnt hat.

Anfang Januar kommt Mareke von der Kur zurück. Doch es hat sich etwas verändert. Tanja zieht aus und nimmt Hündin Lucy mit. Beide wollten es der anderen immer nur recht machen, sagen sie. Am Ende haben sie sich dabei selbst verloren. Tanja ist für Mareke aufs Land gezogen und ein bisschen ist sie vielleicht auch enttäuscht, dass sie das Kind nicht bekommen konnte. Mareke ist erschöpft, weil sie immer die Starke sein musste. Sie brauchen Abstand. Nach einigen Wochen ist klar, dass dies das Ende ist.

Die vielen Versuche, schwanger zu werden, sind eine Zerreißprobe für die Beziehung gewesen. Erst hoffen sie, dann sind sie enttäuscht, wieder Hoffnung, und Enttäuschung. Eigentlich wollen Tanja und Mareke nur gute Mütter sein, es besser machen als ihre eigenen. Nähe zeigen, liebevoll sein und immer für ihr Kind da. Es akzeptieren, wie es ist. Ein Kind sollte sie wieder näher zusammenbringen, doch der unerfüllte Wunsch hat sie weiter voneinander entfernt. Wenn auch nicht gemeinsam, können sie irgendwann vielleicht die Familie sein, die sie immer sein wollten. Mutter, Mutter und Kind. Dafür könnte aber auch der Staat mehr tun.

Am Tag, an dem der Steinkohlebergbau in Deutschland endet, werden Männer aus dem Schacht steigen, die nur runtergefahren sind, um wieder hochzukommen. Sie werden eine Bergmannsjacke tragen, das blau-weiß gestreifte Hemd, das Halstuch. In der Hand werden sie Kohlebrocken halten. Dann werden reden: der Ministerpräsident, der Bundespräsident, der Präsident der EU-Kommission, der Vorstandsvorsitzende der Ruhrkohle AG, so steht es im Protokoll. Eine Kapelle wird spielen.

„Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt. / Und er hat sein helles Licht bei der Nacht, / und er hat sein helles Licht bei der Nacht, / schon angezündet, / schon angezündet.“

Die ganz große Show. Wieso eigentlich? Um das zu verstehen, kann man Jahrzehnte zurückschauen, als die Steinkohle an Bedeutung gewann, erst in Großbritannien, dann im Ruhrgebiet und im Saarland, als 607000 Männer in 173 Bergwerken schufteten. Man kann ein paar Jahrzehnte zurückschauen, als die Steinkohle ihre Bedeutung wieder verlor. Vielleicht reichen aber auch ein paar Stunden mit Ali Öztürk.

Bottrop, Zeche Prosper-Haniel, Schacht zehn. Der Förderurm überragt alles. Seine Farbe hat feine Risse. Schon morgens ist Ali Öztürk von Büro zu Büro gelaufen und hat unterschrieben, dass er alles abgibt, was zum Bergwerk gehört, und damit auch, dass er nicht mehr kommen wird, um es zu holen. In der Sicherheitsabteilung. In der Wäscherei. In der Lampensuche. „Machstet gut“, haben die Kollegen gesagt. Jetzt ist Mittwoch, sein letzter Arbeitstag, und er weiß nicht so recht, was er machen soll. Am 31. Dezember schließt die Zeche. Noch mal verabschieden? Er geht los.



Für Ali Öztürk war die Kohle ein Versprechen. Schon seit vier hat unter Tage gearbeitet. Er sagt: „Dat prächt.“

Die Wege sind breit wie Straßen, rechts und links stehen Container übereinander. In einem lehnt nur ein Kehrbesen an der Wand. Ali Öztürk läuft daran vorbei, bis auf einen Hof, in die Raucherecke. Weibchdach, Mülleimer, Plastikschalenstöße. Er bleibt stehen. Niemand da.

„Dat is'n komisches Gefühl gerade.“ Wieso komisch?

Er überlegt. „Schwer zu beschreiben.“

Dann friemelt er eine Z-Zigarette aus seiner Jacke, nimmt ein, zwei Züge, sein Atem wölkt.

Ali Öztürk ist 49 Jahre alt, 33 davon hat er unter Tage gearbeitet. Er war Bergmechaniker, Steiger, Sicherheitsbeauftragter, er ist durch die Gänge gelaufen und manchmal gekrochen, er hat die Maschinen kontrolliert, er hat darauf geachtet, dass die Männer Schutzhelme tragen, Schutzbrillen, dass sie Handschuhe anhaben, wenn sie mit Chemikalien werkeln. Er hat geschaut, dass nichts passiert, wenn der Mensch sich in den Berg gräbt, diese Zeit hat ihn verändert. Er sagt: „Dat prächt.“

Unter Tage vertraut man anderen Menschen, weil man es muss. Unter Tage ist egal, wo man herkommt. Da reden die Männer manchmal derb und manchmal gar nicht. Gerade hat Ali Öztürk das Gefühl, er müsse reden, weil sonst etwas in Vergessenheit gerät: der Wert der Kohle.

Die Steinkohle hat eine jahrtausendalte Geschichte, schon die Römer und Kelten kannten sie. Verglichen damit hat sie erst seit Kurzem Bedeutung. Im Mittelalter brachten die Menschen die Kohle, um zu heizen und zu schmieden, sie brannten Ziegel in ihrer Glut. Die Glut loderte lange. Im 17. Jahrhundert lernten sie, aus Kohle Koks herzustellen. Im 18. Jahrhundert nutzten sie das Koks, um Eisen herzustellen. Dann ging es los.

Um 1870 wurden die Hochöfen größer, immer größer, die Deutschen produzierten Eisen und Stahl, sie bauten Dampfmaschinen und Eisenbahnwagen und Panzer. Es war das Zeitalter der Industrialisierung, das Zeitalter der Kohle. Mit der Kohle haben die Deutschen ihre Kriege gefeuert, mit Eisen und Stahl haben sie ihr Land wieder aufgebaut. 1960 förderten sie 142 Millionen Tonnen, sie nannten es schwarzes Gold. Die Steinkohle – viel härter als Braunkohle – war ein Versprechen, im Guten wie im Schlechten.

In der Raucherecke zieht Ali Öztürk den Reißverschluss seiner Jacke zu. Der Wind

treibt Blätter über den Hof. Die Luft ist diesig. Zwei Männer kommen um die Ecke, laufen an ihm vorbei.

„Auf“, sagen die Männer. „Glück auf“, sagt Ali Öztürk, den Bergmannsgruß. Er sagt ihn immer ganz, er mag die Kurzform nicht.

Öztürk war zwei Jahre alt, als sein Vater die Familie verließ. Es war die Zeit, in der die Deutschen Türken anwarben und sie „Gastarbeiter“ nannten. Sein Vater war so ein Gastarbeiter. Schachtanlage Radolf, Hamm, Westfalen. Anfang der Siebzigerjahre zog die Familie aus der Türkei nach.

Er hat Respekt vor dem Berg, und die Menschen, sagt er, sollten Respekt vor der Kohle haben

Ali Öztürk sah, wie sein Vater nach der Schicht vor dem Waschbecken stand und sich mit einer Bürste den Kohlestaub unter den Fingernägeln rauschrubte. Ein stolzer Mann. Aber er sah auch die Kumpel auf der Straße, manche humpelten, manche sofften schon morgens. „Mach, warte willst“, sagte der Vater und der Junge begann eine Lehre als Einzelhandelskaufmann. Einer seiner Freunde arbeitete unter Tage, der verdiente 400 Mark mehr. 400 Mark. 1984 begann Ali Öztürk eine Ausbildung als Bergmechaniker. Die Kohle war auch ein Versprechen für ihn.

1990 förderten die Deutschen 76,4 Millionen Tonnen Steinkohle. 2000: 37,4 Millionen Tonnen. 2010: 14,1 Millionen Tonnen. 2017: 3,7 Millionen Tonnen. Irgendwann in dieser Zeit wurde Ali Öztürk klar, dass das Versprechen nicht ewig halten würde.

Ali Öztürk drückt eine Tür auf, dahinter eine Halle. Gefliester Boden, geflieste Wände, schummriges Licht. Hier hat er seine Grubenlampe abgeholt. Da hat er seine Wasserflasche aufgefüllt. Die Flasche hing schwer am Gürtel, und oft hat er sie nicht ausgetrunken, aber mitgenommen hat er sie immer, zur Sicherheit. Ein Bergmann sollte Respekt vor dem Berg haben. Und die Deutschen sollten Respekt vor der Kohle haben. So sieht er das.

Die Deutschen, die Kohle, schwer zu sagen, wann dieses Verhältnis ins Ungleichgewicht geriet. Vielleicht als die Kohle auf dem Weltmarkt billiger wurde. In Indien, China, Polen, Russland, Kolumbien, Südafrika. Die Menschen dort verdienen oft weniger, oft sind sie nicht mal versichert. Die Kohle liegt nur ein paar Meter unter der Erde, nicht mehr als einen Kilometer. Sie ist auch dann noch billiger, wenn man den Transport mitrechnet. Das Verhältnis kippte. Der Staat entschied, deutsche Kohle zu subventionieren – allein im Jahr 2002 mit 2,6 Milliarden Euro. 2,6 Milliarden. Das Verhältnis kippte weiter. Im Jahr 2007 verabschiedete die Regierung dann das „Steinkohlefinanzierungsgesetz“. Es regelte das Ende der Subventionen und damit das Ende des Steinkohlebergbaus. Und das sind nur die wirtschaftlichen Gründe.

Kurz vor den Drehtüren hält Ali Öztürk an. Hier dürfen nur Männer durch, die angefahren. Er weiß noch, wie er das erste Mal angefahren ist. Die Gittertür schloss krachend, der Förderkorb rauschte nach unten, gerade nach unten, er hielt sich die Nase zu, Druckausgleich. Als er ausstieg, waren da nur Hitze, 34 Grad, Dunkelheit und der Lichtkegel seiner Stirnlampe. Er stolperte los.

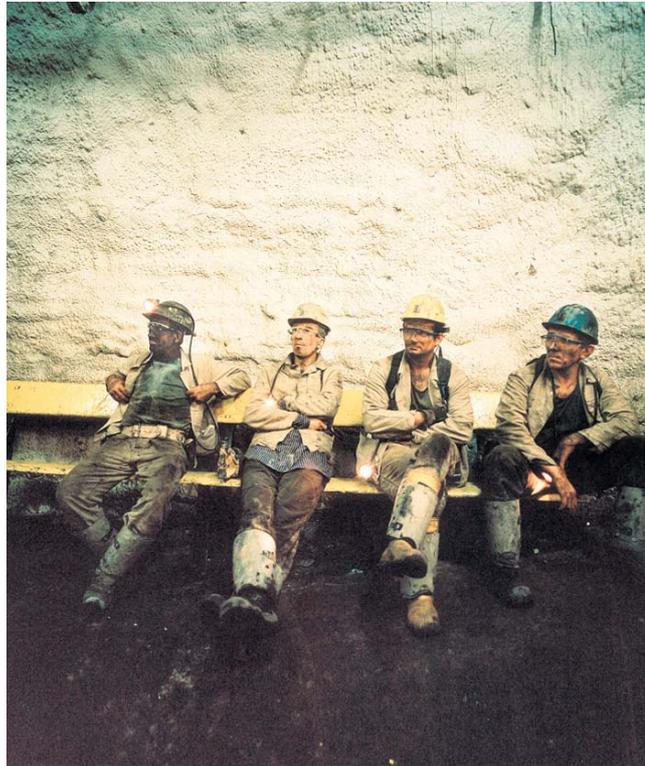
Im Berg hat er sich die Zehen gequetscht, die Rippen geprellt, einmal fiel ihm ein Brocken Kohle auf den Kopf, es blieb eine Narbe. „Gehört dazu“, sagt er. Auch sonst hat er Glück gehabt. Für ihn beginnt die Anpassung, eine Art Rente vor der Rente, er sagt, er bekomme etwa 1500 Euro netto jeden Monat. Er muss keine Bewerbungen mehr schreiben, keine neue Arbeit mehr anfangen wie etwa 250 der jüngeren Kollegen. Sie haben noch nichts, aber die RAG will helfen.

Die Walzen, die Lader, alles holen sie aus dem Berg. Dann verfüllen sie die Schächte

Etwa 1300 Kumpel arbeiten noch unter Tage, ein Bergwerk schließt ja nicht einfach so. Seit 2016 fahren sie keine Strecken auf, sie bohren keine Tunnel mehr in den Berg. Seit dem Sommer hobeln sie keine Kohle mehr ab. Seit dem Herbst walzen sie keine mehr ab. Im Oktober haben sie den letzten Brocken gefördert, „gewonnen“, sagen sie. Es klingt, als hätten sie ihn dem Berg abgerufen. Gerade schrauben die Bergmänner die Maschinen unter Tage auseinander. Die Räder der Walzen, die Senkläder und Förderbänder, die Hölzer und Schienen. Das Öl und die Fette daran dürfen nicht im Boden bleiben. Dann verfüllen sie die Schächte mit Sand und Beton. Das salzige Grubenwasser werden sie auch in Zukunft abpumpen, damit es sich nicht mit dem Grundwasser vermischt. Der Bergmann nennt das „Ewigkeitsaufgaben“, sie kosten die RAG voraussichtlich 250 bis 300 Millionen Euro jedes Jahr. Auf ewig.

Vor der Drehtür macht Ali Öztürk noch schnell ein Foto. Und noch eins. Dann geht er zurück zum Auto. Am Morgen war er bei einer Verabschiedung, nur die Kumpel jeder hat ein Stück des Walzenladers geschenkt bekommen. „Walzenpickel“ nennen sie es. Öztürk räumt sie in den Koffer, so vorsichtig, als sei sie sehr wertvoll.

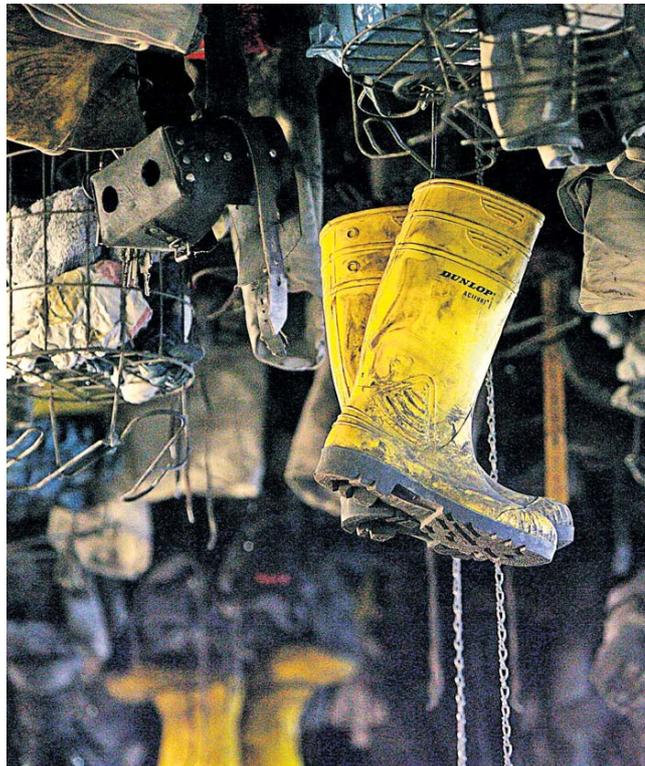
„Ey Ali, was machst'n mit der Pickel?“ „Pickel? Ich weiß nicht mal mehr, wat dat is.“ Von der Seite rief ein Kumpel, die



Der Berg ruht

Bottrop, Zeche Prosper-Haniel, in ein paar Tagen ist Schicht im Schacht, und zwar für immer. Unterwegs mit einem, der fast sein ganzes Leben im Steinkohlebergwerk verbracht hat

VON GIANNA NIEWEL



Die Deutschen und die Steinkohle, das gehörte lange zusammen. Dann ist das Verhältnis gekippt, der Staat stellte die Subventionen ein. Jetzt schrauben die Bergmänner die Maschinen auseinander, holen die Walzen, die Förderbänder, ihre Werkzeuge aus den Schächten. FOTOS: STEPHAN ELLERINGER/MANN/LAFF, FELIX HEYDER/DPA

beiden gehen aufeinander zu, umarmen sich, schlagen sich mit der Hand auf die Schulter. Dann steigt Ali Öztürk ein. Er will noch etwas anderes zeigen. Zwanzig Minuten später steht er vor einem Berg aus Erde und Schotter. Am Wegrand ein Schild: „Was bleibt, sind Wahrzeichen.“ Die Frage ist: Bleibt noch mehr?

Seit ein paar Wochen schon laufen Fernseherteams durch Bottrop, sie wollen Bergmänner filmen, die Tauben züchten. Früher hatten viele einen Taubenschlag. Sie wollen Bergmänner filmen, die morgens mit dem Rad fahren und abends im Schrebergarten Flaschenbier trinken und Skatkarten dreschen. Wie früher. Und genau das ist das Problem. 2012 schloss das Bergwerk West. 2015 schloss das Bergwerk Auguste Victoria. In diesem Jahr dann noch Ibbenbüren und Prosper-Haniel. Schicht im Schacht.

Viele Kumpel sind verlegt worden, von einem zum anderen, manche zweimal, manche dreimal, wie Ali Öztürk. Sie pendeln mit dem Auto und leben in Mietwohnungen. Die Fernseherteams suchen ein Kilsch.

Ali Öztürk keucht ein bisschen, als er auf dem Berg angekommen ist. Das Wahrzeichen ist ein Tetraeder aus Stahl. Er schaut ihn nur kurz an, geht daran vorbei, bis an den Rand der Aussichtsplattform. Vor ihm kahle Baumwipfel, Birkenstämme, Gestrüpp. Auf den Hügeln kurbeln Windräder.

In Zukunft werde die Kohle eben importiert, sagt er. „Da frag' ich mich, wat dat bringen soll?“

Im vergangenen Jahr wurden in Deutschland 36 Prozent des Stroms aus erneuerbaren Energien gewonnen. Der Anteil wächst von Jahr zu Jahr. Innerhalb der erneuerbaren Energien ist der Anteil der Windenergie am höchsten, 16 Prozent. Danach kommen Biomasse (sieben Prozent), Sonnenenergie (sechs Prozent), Wasserkraft (drei Prozent). Windenergie ist mittlerweile wichtiger als Strom aus Steinkohle und Atomstrom. Und sie soll noch wichtiger werden: Bis 2030 sollen 65 Prozent des Stroms aus erneuerbaren Energien stammen.

Auf der Aussichtsplattform stehen Tafeln, schmale Zeichnungen, schmale Schrift. Sie erklären die Aussicht. „Halde Lohberg“, „Bergwerk Walsum“, „Bergwerk Prosper“. Ali Öztürk muss niemandem Fragen erklären, er kann die Fördertürme auch so zuordnen. Er schaut darüber hinweg.

„Den Strom aus dem Norden können sie halt noch immer nicht in den Süden leiten.“ Pause. „Aber gut, dafür wird Kohle jetzt importiert.“ Pause. „Da frag' ich mich, wat dat bringen soll.“

Die Frage ist nicht unberechtigt. Während in Deutschland die Bergwerke schließen, haben die Polen gerade angekündigt, eine Mine zu eröffnen, es klingt fast wie Trotz. In Polen findet gerade auch die Weltklimakonferenz statt.

Ali Öztürk sagt: „Ich weiß auch nicht, wieso wir solche Streber sein müssen.“ Ja, die Kohle ist subventioniert worden. Ja, wenn sie verbrennt, entsteht CO₂, schlecht fürs Klima. Und natürlich sind Hohlräume unter der Erde ein Problem. Im Ruhrgebiet sind ganze Landstriche abgesackt. Die Flüsse senkten sich, in den Häusern riss der Putz. Und trotzdem versteht er nicht, wieso in Deutschland alle Bergwerke schließen müssen. Er sieht nicht die Welt, er sieht seinen Schacht.

Was soll also bleiben?

Jede Nacht ist er um 3.30 Uhr aufgestanden, es wird dauern, bis er mal länger schlafen kann

In den vergangenen zehn Jahren ist Ali Öztürk jede Nacht um 3.30 Uhr aus dem Haus geschlichen, Frühlicht, es wird dauern, bis es frühlings kann. Er will mehr Zeit mit der Familie verbringen, mit dem Sohn und der Tochter, die Frau arbeitet halbtags. Und irgendwann will er einen Nebenjob annehmen, damit er nicht nichts tut, er hat sich bei einer Tankstelle beworben. Zum Schichtdienst.

Seine größte Sorge ist, dass die Menschen den Bergbau vergessen könnten. Dass sie irgendwann vorverklünnerten Reihenhäusern stehen und nicht mehr wissen, dass das mal Zechensiedlungen waren. Dass die Kohle noch stärker verflucht wird. Er weiß, wie stolz sein Vater damals war – und wie stolz er heute ist. Vielleicht wünscht er sich auch deshalb, dass der Bergbau in guter Erinnerung bleibt, weil Kohle für ihn immer mehr was als ein Energieerferant.

Er schaut noch einmal über das Land. Die Fördertürme. Die Schächte. All das Grün. Dann geht er zurück über die Plattform, den Berg hinunter. Ein paar Stunden später wird er sein WhatsApp-Bild ändern. Auf dem neuen Foto trägt er die Bergmannsjacke, das blau-weiß gestreifte Hemd, das Halstuch. Die Kleidung ist schwarz, die Hände, die Haut, der Kohlestaub hat sich in seinem Bart verfangen. Er sieht sehr schmutzig aus – und sehr zufrieden.

Am Tag, an dem der Bergbau in Deutschland endet, werden 500 geladene Gäste nach Bottrop kommen. Ali Öztürk nicht. Er hat keine Einladung bekommen. Können ja nicht alle da rumstehen, sagt er. „Is' auch egal“, sagt er. Aber wer soll ihm das glauben?

Herr Hess hört die Amseln

Aus dem Leben eines Affoltemer Rentners

Im Haus zum Seewadel in Affoltern verbringen Menschen ihre letzten Lebensjahre. Herr Hess ist einer von ihnen. Über das Altwerden und -sein und den Alltag zwischen Erinnerung und Realität, Gemeinschaft und Einsamkeit.

.....
VON LIVIA HÄBERLING

Jeden Morgen um sechs Uhr erwacht im «Seewadel» Affoltern Herr Hess. Sein Wecker sitzt draussen auf Ästen und zwitschert. In den Frühlingmonaten sind es die Amseln, mittlerweile die Rotkehlchen, die Blaumeisen und die Krähen.

Noch zwei Stunden und fünf Minuten.

Vater unser, der du bist im Himmel. Er ist katholisch, aber das ist unwichtig. Glauben tun sie alle, glaubt Herr Hess.

Bein hoch, Bein runter. Füsse kreisen, links, rechts. Beine zum Bauch, hoch, runter. Bauch anspannen, hoch, runter.

Fünf Schritte zum Tisch, den Stuhl vors offene Fenster, das Duvet über die Stuhllehne, Ventilator an. Lüften und kühlen, jeden Tag. Wie Mutter früher.

Sieben Uhr fünfundfünfzig. Das Duvet ist eingerollt, das Bett gemacht, Herr Hess eingeleidet. Jetzt beginnt das Warten.

Tick-Tack, sieben Uhr sechsundfünfzig.

Tick-Tack, sieben Uhr siebenundfünfzig.

Tick-Tack, tick-tack, tick-tack.

Dann schlägt es acht Uhr. Und Herr Hess weiss: Noch fünf Minuten, bis er sie endlich abholen darf.

Herr Hess ist 84 Jahre alt. Seine Ohren registrieren das zarteste Gezitscher, seine Augen erfassen durch Gläser noch jeden Vogel, seine Beine tragen ihn von seinem Bett zum Tisch, und sein Kopf sagt ihm, dass vor den Kraftübungen das Gebet kommt, und vor dem rechten Fuss der linke. Herr Hess fehlt nichts, morgens kurz nach Acht. Nichts, ausser seine Vreni.

«Lass uns den Wagen holen»

Jetzt sitzen Herr und Frau Hess im Speisesaal. Sie isst ihr Brot mit Konfitüre, er seines mit Käse, und manchmal, wenn sie da sitzen, fragt Frau Hess ihren Mann ganz beiläufig, wo er den Renault parkiert habe. «Lass uns den Wagen holen, nach Hause fahren, und wieder mal der Mutter schreiben», murmelt sie dann, und Herr Hess nimmt ihre Hand, ganz ruhig, und erklärt, wie er es schon so viele Male getan hat. Dass das Auto verkauft ist. Dass die Wohnung in Wettswil geräumt ist. Und dass ihre Mutter nicht mehr lebt.

Frau Hess, 86, ist dement. Seit einer Streifung ist sie linksseitig gelähmt und im Rollstuhl. Arm und Hand, Bein und Fuss versagen ihren Dienst. Ein Jahr hatte Herr Hess seine Frau mithilfe der Spitex gepflegt. Tag für Tag – bis jener kam, an dem es nicht mehr ging.

Im Winter 2016 zog Frau Hess in den «Seewadel».

Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli.

Die Monate vergingen, ohne dass ein Tag verging, an dem Herr Hess nicht von Wettswil nach Affoltern zu seiner Vreni fuhr.

August, September, Oktober, November, Dezember, Januar.

Bis er sich zu Hause vor lauter Einsamkeit nicht mehr zu Hause fühlte. Im Februar 2018 zogelte Herr Hess seine Habseligkeiten in ein Zimmer im «Seewadel». Zwei Etagen über Frau Hess.



Bernhard Hess ist in Karlsruhe aufgewachsen und hat eine Ausbildung zum Feinmechaniker abgeschlossen. Im Jahr 1957 zogelgte er in die Schweiz. Seit Februar 2018 wohnt er im Haus zum Seewadel. (Bild Livia Häberling)

«Innen drin fängts an zu rosten»

Die Natur war den beiden stets das Liebste gewesen. Vor ein paar Jahren waren sie mit den Velos noch um den Bodensee geradelt. Und wenn sie es sich nach Stunden des Trampens im Gras gemütlich machten, brien sie auf dem Camping-Grill Cervelats und liessen den Sekt in die Gläser perlen. Auf die Liebe, das Leben, das Glück.

Heute fährt Herr Hess alleine Velo. Nicht vier, fünf Stunden, nicht um den Bodensee. Morgens trampet er 15 Minuten an Ort und Stelle, im Fitnessraum des «Seewadels».

Um 11.30 Uhr führt Herr Hess seine Frau zum Mittagessen aus. Im öffentlichen «Seewadel»-Restaurant ist ein Tisch reserviert. Er schneidet ihr das Kalbssteak, schenkt Wasser nach. Und plaudert mit fremden Freunden. Besuch, ein Hauch von Welt, er fehle im «Seewadel». Ihm nicht, aber vielen andern. «Für viele Menschen kommt niemand vorbei.» Sie isolierten sich,

gewollt oder nicht. Die Gespräche, sie handeln vom zwickenden Knie, von den schwindenden Kräften, von Tabletten und Pillen. Von der eigenen Verwundbarkeit.

Zuviel für Herr Hess, so scheint's. Zu wenig, so heisst's. «Umso älter die Menschen werden, desto mehr reden sie über Krankheit. Der Gesprächsstoff wird kleiner. Sie erleben etwas, das sie nicht begreifen können.» Warum schmerzt plötzlich das Knie, fehlt die Kraft, vergisst das Hirn?

Die Zeit, sie konfrontiert die Bewohnerinnen und Bewohner mit der eigenen Endlichkeit. «Ab 80, da blättert der Lack langsam ab, und innen drin fängts an zu rosten.» Auch deshalb schätzt Herr Hess die Gespräche im «Seewadel»-Restaurant, wenn ihm sein Gegenüber von einer Welt ausserhalb seiner Welt erzählt.

Acht Tabletten schluckt Herr Hess pro Tag, damit der Lack hält, der Rost nicht ansetzt. Die Zeit, sie hat auch ihn verwundbar gemacht.

Die Gebrechlichkeit der Anderen

Nach dem Essen muss Herr Hess schmunzeln, immer wieder. All diese Rollatoren, geparkt in Reih und Glied. Eilig schiebt Herr Hess seine Vreni zum Lift, damit sie oben ist, bevor «es losgeht».

Los geht es, sobald die Rollatoren bei ihren Besitzerinnen und Besitzern an den Tischen sind. Dann sei der Lift besetzt, mindestens eine halbe Stunde lang. Und wenn wieder ewig keiner zu kommen scheint, wird ungeduldig an die Türe gepoltet.

«Du-uuu», «du-uuu».

Ist das Personal gerade nicht zur Stelle, hilft Herr Hess. Mit «du-uuu» fühlt er sich angesprochen. «Im «Seewadel» sagen wir uns einfach (du). Man vergisst die Namen sowieso. Alles kann sich der Kopf nicht mehr merken.» Er hält die Türe auf, bückt sich, wenn ihnen etwas zu Boden fällt. Gottlob, sein Körper macht das noch mit. Ihrer nicht. «Sie wollen, aber es

geht nicht mehr». Diese alten gebrechlichen Menschen, in ihrer ganzen Hilflosigkeit. Sie tun ihm leid.

Seine Vreni vermisst ihn, sobald er ausser Sichtweite ist. Heimweh nach ihm, so nennt er es. Jetzt aber macht Frau Hess ihren Mittagschlaf. Und Herr Hess döst im Stuhl neben ihr.

Wenn er mit seiner Frau redet, wägt er die Worte ab, achtet auf den Tonfall. Am liebsten schwärmt er mit Vreni von alten Zeiten, daran erinnert sie sich. An vieles andere nicht. Dann wird sie böse: «Das hast du mir noch nie erzählt!» Und Herr Hess probiert, das Gesprächsthema zurück auf die Vergangenheit zu lenken. Die Krankheit, sie lässt sich nicht abstreifen. Er merke, wie Vreni mit sich hadere, so auch, wenn sie nach einem Stift fragt, und feststellt, dass sie ihn nicht mehr in ihren Fingern halten kann.

«Dinge plötzlich nicht mehr zu können, die früher automatisch gingen, das muss der Mensch verkraften.»

Um 14 Uhr wird Frau Hess geweckt. Manchmal packt Herr Hess sein «Bündel» und geht mit Vreni raus an die Sonne. Dann schiebt er ihren Rollstuhl über den Bahnhofplatz, hin zu einer Bank im Grünen, öffnet einen Sekt und lässt ihn in die Gläser perlen. Wie damals, als sie noch jünger waren. Die Medikamente und der Alkohol, das verträgt sich, sagt Herr Hess. Was der Herrgott erschaffen hat, kann für den Menschen nicht schlecht sein.

«Muss ich ewig hierbleiben?»

Nach dem Abendessen im Speisesaal bringt er seine Vreni hoch in ihr Zimmer, hilft ihr beim Zähneputzen. «Ich danke dir vielmals, dass du da bist und mir hilfst», sagt sie danach zu ihrem Mann. Jeden Tag.

Die Haut unter seinem Ehering ist blass, Herr Hess trägt ihn seit 58 Jahren. Inzwischen passt er nicht mehr über den Mittelhandknochen. «Den Ring werde ich tragen, bis ich sterbe.» Um 18.30 Uhr legt die Schwester Vreni in ihr Bett. Für sie beginnt die Nacht. Am helllichten Tag.

Am Abend hat Herr Hess Zeit für das, wozu ihm tagsüber die Zeit fehlt. Telefonate, Bestellungen und Besuch. Doch für ihn kommt niemand. Das Paar blieb kinderlos, die Eltern sind verstorben, der Grossteil der Verwandtschaft ebenfalls.

«Muss ich ewig hierbleiben?», fragt Frau Hess ihren Mann an schlechten Tagen. Sie hofft, dass ewig nicht mehr allzu lange dauert. «Wenn ich nur sterben könnte», betet die 86-jährige immer öfter. Und Herr Hess? «90 werden, warum nicht? Obwohl auch bei ihm das Knie zwickt, die Kräfte schwinden, sei es ab 80 noch ganz angenehm, solange man gesund sei. Aber Wehe, wenn es sich ändert. «Dann ist es besser, wenn man sterben kann.» Und 100 oder gar 115, nein, so alt möchte Herr Hess nicht werden, um Himmels Willen nicht.

Um Viertel nach Neun ist Schluss

Abends setzt sich Herr Hess auf sein Sofa und schenkt sich ein Glas Roten ein. Jeden Abend ein Gläschen. Oder auch zwei. Dazu schaut er die Tagesschau, Tiensendungen, was gerade über seinen Bildschirm flimmert.

«Hast du gesehen?», «schau mal da», all das fällt weg. Weil niemand antwortet. Und mit sich selber, nein, mit sich will Herr Hess nicht anfangen zu reden.

Wenn die Wanduhr Viertel nach neun schlägt, stellt er den Fernseher aus. Das Leben kann warten, Herr Hess muss schlafen. Er hat morgen viel vor. Um sechs Uhr wird er vom Gezitscher erwachen, zu Gott beten, im Bett turnen. Und um fünf nach Acht seine Vreni abholen.



Ein Leben in Maus und Braus

Dank Spenden, Schenkungen und Erbschaften geht es den Tieren im Münchner Tierheim sehr, sehr gut. Ein Besuch, wo sich Katze und Hund gute Nacht sagen

Was von Uschi Ackermann nach ihrem Tod bleiben soll, ist ein Hundehaus. Ein besonderes Hundehaus, ein Denkmal eigentlich. Denn Uschi Ackermann ist eine besondere Frau: Millionärin, Society-Lady, eine, die in der Redaktion der *Bild*-Zeitung anruft, wenn sie etwas plant, das sie berichtenswert findet. Wenn sie einmal stirbt, das sagte Ackermann vergangenes Jahr in einem Interview, dann werde jede ihrer Freundinnen eine ihrer Handtaschen bekommen. Aber das Geld bekämen Tiere in Not. Sie wolle es dem Tierschutzverein spenden, der damit ein Haus für arme und kranke Hunde bauen soll. Dieses Haus, so erträumt Ackermann sich ihr Vermächtnis, wird Futternäpfe auf Hundekopfhöhe haben, damit die schwachen Tiere sich nicht bücken müssen. Es wird eine Fußbodenheizung haben und weiche Bettchen.

Natürlich spreche sie gern über Tierschutz, sagt Ackermann am Telefon, über ihr Engagement, über ihr Testament auch. »Wir treffen uns bei Käfer.«

Im Feinkostladen Käfer auf der Prinzregentenstraße riecht es an diesem Abend nach frisch gebackenem Brot. Eine Treppe führt in den ersten Stock zum Restaurant, auf jeder Stufe steht eine Kerze. Hinter einem Vorhang wartet ein Kellner, der zu Uschi Ackermann führen wird, die schon da ist und später noch länger bleiben wird. Holzstreben verlaufen an der Decke, wie man es sich in einem bayerischen Landhaus vorstellt, manche Gäste sitzen in *Séparées*, das Essen kommt auf großen Tellern in kleinen Portionen. »Sie trinken Champagner«, sagt Ackermann und meint es nicht als Frage. Sie selbst muss bei Rotwein bleiben. Besser für die Linie. Bald ist Wiener Opernball.

Das Restaurant gehörte früher Ackermanns Mann Gerd Käfer: Oktoberfestzeltbesitzer, Partyveranstalter, Feinkost-Mogul. Hier hat sie ihn kennengelernt, bei einem Geschäftsessen – »Wir saßen dort drüben«, sagt sie und zeigt auf einen Tisch hinter sich. Das Hundehaus, das sie plant, soll ein Denkmal für ihn sein. Genau so, wie er es auch geplant hätte: »Ein bisschen verrückt.«

Ein verrücktes Luxus-Hundehaus passt doch nicht in ein Tierheim. Könnte man denken. Aber in München setzt man da andere Maßstäbe – denn das Münchner Tierheim ist wahrscheinlich das wohlhabendste Tierheim Deutschlands. Acht Millionen Euro Budget im Jahr 2017 hat der Tierschutzverein zur Verfügung, der das Tierheim in Riem, direkt an der Autobahnauffahrt neben der Straßenmeisterei, und einen Gnadenhof in Kirchasch betreibt. In Hamburg, auch eine wohlhabende Stadt, die zudem noch größer ist als München, verwaltet der Tierschutzverein nur etwa fünf Millionen Euro. In Gelsenkirchen bat die Tierheimleitung im Januar jeden Bewohner der Stadt, wenigstens einen Euro zu spenden, um wenigstens die dringendsten Probleme zu lösen. In Berlin ist vor einem Jahr fast das Dach über den heimatlosen Tieren eingestürzt – ein Wasserschaden wegen eines Unwetters, der Verein drohte mit der Schließung des Tierheims, Kinder spendeten ihr Taschengeld. In Erding und Starnberg ver-

melden die Tierheime seit Jahren »finanzielle und bauliche Nöte«.

In München hingegen wurde vor Kurzem das neue Katzenhaus eröffnet, das an ein Bürogebäude erinnert, mit Glasüren und einer Eingangshalle, in der Topfpflanzen stehen. In München steht eine Mitarbeiterin im Kleintiergehege, schaut den Hasen und Meerschweinchen zu, die durch die Käfige hoppeln, jeder so groß wie eine Vierer-Sitzgruppe in einem Regionalexpress. Die einzelnen Bereiche sind in Stufen angeordnet, also die hängenden Gärten von Babylon, nur eben für Nager. Frisches Stroh überall, helles, unbehandeltes Holz, nirgends Metallgitter, wie man sie von den Tierställen in Kinderzimmern kennt. Die Mitarbeiterin sagt: »Die haben es hier so gut, da ist es fast schade, sie zu vermitteln.« In München wurde im November der Hund Becko von der Anlage gestohlen, woraufhin das Tierheim einen Finderlohn auslobte für denjenigen, der ihn zurückbringen würde: 5500 Euro. In München kommen Familien am Wochenende ins Tierheim, um auf der Anlage spazieren zu gehen – weil es auch hier Affen zu sehen gibt, Ziegen und Reptilien. Sie folgen den bunten Wegweisern auf der Anlage, gehen an kleinen Beeten vorbei und an Neubauten, die aussehen wie kleine Grundschulen. In München wurde 2013 der Affe des Sängers Justin Bieber am Flughafen festgenommen und ins Tierheim gebracht, weil Bieber gegen das Tierschutzgesetz verstoßen hatte. Mädchen schickten dem Tierheim Briefe mit der Bitte, sie an Bieber weiterzugeben, wenn er käme, um den Affen abzuholen. Er kam nie. Nicht schlimm, der Affe hatte es in München wahrscheinlich besser als bei Justin Bieber.

Dass das Münchner Tierheim keine Geldprobleme hat, liegt vor allem an Menschen wie Uschi Ackermann. 2017 kamen sieben Millionen Euro direkt von den Münchnern, aus Erbschaften, Spenden und Mitgliedsbeiträgen. Tierschutzvereine finanzieren sich fast vollständig über Spenden – ohne können sie nicht existieren. Die Kommunen müssen ihnen nur mit wenig Geld beistehen – wie viel das genau ist, verabredet jede Kommune selbst mit dem Tierschutzverein. Die Stadt München gab 2017 fast eine Million Euro. Außerdem zahlt die Stadt Zuschüsse zu Neubauten, die das Tierheim braucht. Zuletzt zum Katzenhaus, etwa 750.000 Euro.

Tierschutzvereine dürfen das Geld, das sie bekommen, nicht sparen. Sie müssen es ausgeben, zeitnah, so steht es im Gesetz. Und deshalb wird in München viel gebaut in den letzten Jahren, »weil wir zwei glückliche Erbschaften gemacht haben«, sagt der Vorstand des Vereins, Kurt Perlinger.

Wenn man sich das Münchner Tierheim als Familie vorstellt, bestehend aus Mitarbeitern und Geldgebern und Ehrenamtlichen, dann nimmt Uschi Ackermann in dieser Familie die Rolle eines gutherzigen Vaters ein. Sie investiert ihr Geld in das Tierheim. Weil sie etwas zurücklassen möchte auf der Welt, das ihre Handschrift trägt – so wie Väter ihren Kindern beibringen, welcher Fußballverein der beste ist und dass ein Jurastudium genau das Richtige wäre, um einmal in der Firma einzusteigen. Uschi Ackermann



Alle Hunde haben ein Zimmer und einen kleinen Auslauf. Manche teilen

kann zwar nicht allen Tieren ihre Liebe geben. Aber sie kann ihnen ein Umfeld kaufen, das genau so ist, wie sie es gern für ihre eigenen Tiere hätte.

In dieser Familienkonstellation nimmt Charlotte Bonvecchio, 25 Jahre alt, die traditionelle Mutterrolle ein: Sie kümmert sich. Die Tierpflegerin versorgt mehr als dreißig Hunde. Ihr Dienst beginnt um acht Uhr morgens, manchmal etwas früher. Sie füttert, sie putzt, sie übernimmt alles, was an Tieren unangenehm ist. Damit die Ehrenamtlichen, die den Tieren ihre Zeit schenken, diese Zeit vor allem genießen können.

Bonvecchio trägt ihre braunen Haare in einem Dutt. Sie steht in der Mitte des Hundehauses und verteilt mit ihrer bloßen linken Hand Rindfleischstückchen auf 30 Futternapfe – als Zugabe, damit das Futter nicht so langweilig schmeckt.

Jeder Hund bekommt sein persönliches Futter, manche sind auf Diät, manche sind krank, für manche muss sie Tabletten in einem Mörser zu Pulver verreiben. Sie kennt die Speisepläne auswendig. An besonderen Tagen kocht sie den Tieren Eintopf. Und sie achtet auf Manieren. »Scotty, setz dich bitte«, sagt sie, bevor sie den Futternapf hinstellt. Wenn die Hunde bellen, weil sie eine fremde Person riechen oder ein Geräusch hören, muss Bonvecchio nur streng »Ruhe« sagen – und schon schweigt alles.



Die Tierpflegerin Charlotte Bonvecchio räumt jeden Tag das Hundehaus auf

»Benny, beruhig dich«, sagt sie, als sie die Tür zu einem der Zimmer öffnet, in denen die Hunde sitzen. »Zwinger« kann man dazu nicht sagen, weil die Bettchen und die Decken, die Bonvecchio den Hunden aufschüttelt dann doch zu nett aussehen. Außerdem hat jeder Hund einen eigenen Außenbereich.

Manche Hunde sind schon länger im Tierheim als Charlotte Bonvecchio. Pascha zum Beispiel, ein großer Kangal-Hütehund, wohnt seit 2005 hier.

Um neun Uhr morgens, wenn die Hunde gegessen haben, kommen die Gassigeher. An schönen Tagen, vor allem am Wochenende, sind es Dutzende, an Regentagen kommen manchmal nur ein, zwei Leute. Dann geht Charlotte Bonvecchio selbst Gassi.

Heute ist ein schöner Tag, einer der ersten Sonnentage des Jahres. »Ist Rex noch da?«, fragt eine junge, blonde Frau. Sie trägt weiße Sneaker und eine hellblaue Jeans, knöchelfrei. Charlotte Bonvecchio, die hinter einer halbhohen Tür steht, die die Gassigeher vom Innenraum des Hundehauses trennt, schüttelt den Kopf: »Rex wurde vermittelt.« Eine gute Nachricht für Rex. Eine schlechte Nachricht für die Gassigeherin, die sich in Rex verliebt hatte. Sie nimmt stattdessen eine kleine Jack-Russel-Hündin mit. Ihr Name ist Flecki. Ihr Spitzname ist Presswurst. »Weil sie so dick war, als sie hier ankam«, sagt Charlotte Bonvecchio.

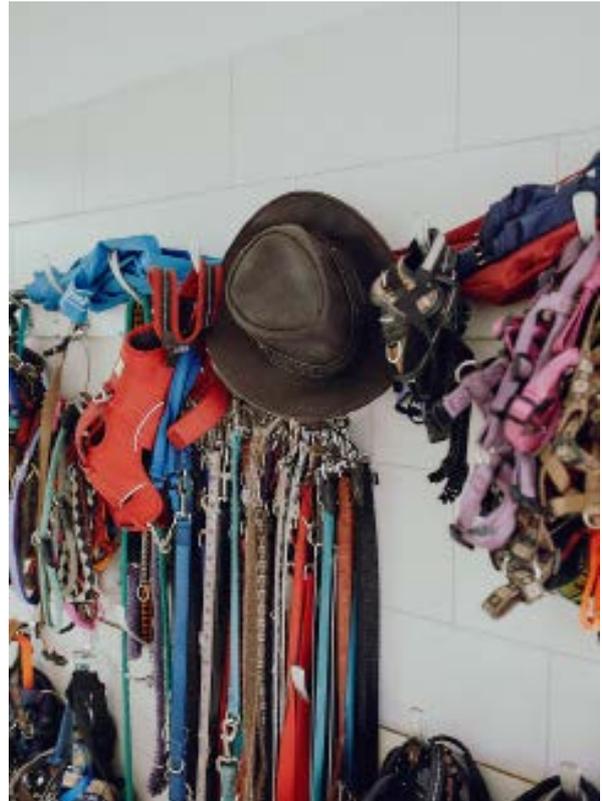


Die Society-Lady Uschi Ackermann und ihre Mopshündin Julchen setzen sich für Tierschutz ein

In dem kleinen Flur, in dem die Gassigeher ihre Freizeit gegen Hundegesellschaft tauschen, liegen eine große Fußmatte und Handtücher zum Pfotenabwischen. Darüber hängt eine Postkarte an einer Pinnwand. Auf der Karte lacht ein beiger Mischling in die Kamera, Bildunterschrift: »Es war ein großes Glück, Lucky bei uns aufnehmen zu dürfen.« Ganz klar, wer hier wem Dankbarkeit schuldet: die Menschen dem Tier, das sich für sie entschieden hat.

Die junge Frau in den weißen Sneakern spaziert mit Fleckis in die Richtung der Straße, die das Tierheimgelände von einer großen Wiese und einem Neubaugebiet trennt. Aleksandra, 27, kommt immer extra unter der Woche, denn am Wochenende, sagt sie, sind die Hunde sehr umkämpft. Fleckis Leine hält sie wie einen Zügel um die Finger ihrer blau glitzernden Handschuhe gewickelt. Der Trampelpfad unter Aleksandras Füßen und Fleckis Pfoten ist matschig. Wenn Aleksandra alleine Gassi geht, dann sei das wie meditieren, sagt sie. »Gut für die Hunde, aber für mich auch.« Sie ist dann nicht am Handy, unterhält sich nur ein wenig mit den Hunden – auf Polnisch, ihrer Muttersprache. Weil die näher am Herzen ist.

Neulich, erzählt Aleksandra, hätten sie in der Marketingagentur, in der sie arbeitet, eine Versteigerung gemacht. Jeder gab ein bisschen Geld aus und bekam dafür eins der vielen Werbegeschenke, die sich angesammelt hatten. Das



Im Hundehaus hängen Leinen in jeder Größe – man weiß ja nie, welcher Hund als nächster einzieht

Geld sollte an einen guten Zweck gehen, und die Mitarbeiter konnten abstimmen, an welchen. Aleksandra hat das Tierheim vorgeschlagen.

Als sie eine Stunde später die Leine und den Hund daran zurückgibt, wartet hinter ihr eine ältere Dame, eine späte Gassigeherin. »Haben Sie noch was Kleines, was nicht so zieht?«, fragt sie, eine Bestellung wie bei Käfer an der Feinkosttheke. Charlotte Bonvecchio versucht, den Wunsch zu erfüllen. Dann wischt sie die Pfotenabdrücke weg, die die Hunde auf den weißen Fliesen hinterlassen haben.

Charlotte Bonvecchio hat im Hundehaus das Radio aufgedreht, Arabella, die größten Hits der letzten Jahrzehnte und die Charts von heute also. Drüben bei den Vögeln läuft Bayern 4 Klassik. Tiere hören gern Musik, es beruhigt sie. Und sie hören gern Geschichten.

Mein Lotta-Leben – da lachen ja die Hunde steht auf dem lilafarbenen Buch, das neben der zehnjährigen Nina liegt – aber erstens ist hier kein Hund weit und breit, Nina sitzt im ersten Stock des Katzenhauses. Und zweitens wird sie das Buch nicht aufschlagen, sie hat es nur als Alibi mitgebracht, als Eintrittskarte sozusagen.

Denn jeden Nachmittag, von 13 bis 16 Uhr, kommen Schulkinder ins Katzenhaus, um den Katzen vorzulesen. Noch mal, weil es so schön ist: Es kommen also Kinder ins Tierheim, und sie lesen den Katzen Bücher vor.

Das Projekt heißt »Kinder lesen Katzen vor«, die Idee haben die Mitarbeiter des Tierheims aus den USA importiert. Der Gedanke: Kinder, die nicht gern und nicht gut lesen, es aber trotzdem üben müssen, und Katzen, die sich nicht gern streicheln lassen, aber trotzdem Gesellschaft brauchen, treffen sich einmal in der Woche für eine halbe Stunde. Die Kinder üben Vorlesen. Den Katzen ist es egal, wenn die Kinder dabei Fehler machen. In Wirklichkeit wird bei diesen Treffen mehr geschmust als gelesen, aber Bücher bringen die Kinder trotzdem immer mit.

Im Katzenhaus hat jede Katze sieben Quadratmeter Platz, nur manche müssen teilen. Damit sie ihre Ruhe haben, sind die Glastüren, hinter denen die Katzenzimmer liegen, vom Boden bis auf Menschenkopfhöhe mit Milchglasfolie beklebt. Man muss sich also ganz nah vor die Türen stellen, um hineinzuschauen – und fühlt sich dabei ein wenig, als würde man peinlicherweise bei einem viel beschäftigten Kollegen anklopfen.

Ganz nah vor der Glastür, hinter der Nina jetzt für 30 Minuten mit der Katze Maja spielt, steht Ninas Mutter und schaut den beiden zu. Sie könnte selbst nicht zu Maja reingehen, denn sie ist allergisch. Aber sie fährt ihre Tochter jede Woche hin, wartet eine halbe Stunde vor der Tür, fährt mit ihr wieder zurück. Bis Nina 14 wird, kann sie jede Woche herkommen, dann ist sie zu alt für das Projekt. Auf der Warteliste des Tierheims stehen aktuell 40 Kinder, die auf einen Platz hinter einer der Milchglastüren warten.

Unter dem Tisch im Restaurant Käfer, zwischen Ackermanns Füßen, sitzt Julchen, eine Mopshündin. Sie ist Ackermanns zweiter Mops, denn sie liebt diese Rasse, »ich bin so vertraut mit denen, mit diesem Gesicht, vielleicht sind wir uns ein bisschen ähnlich«. Ihr verstorbener Mann Gerd Käfer fand die Rasse »furchtbar«, mit einem ch, das ganz hinten im Rachen nachklingt, furrchtbar – sie überredete ihn trotzdem. Den Welpen, den sie kauften, nannten sie Sir Henry, und auch Gerd Käfer war sehr schnell sehr verliebt in ihn.

Von dem, was Uschi Ackermann mit Sir Henry erlebt hat, kann sie stundenlang sprechen, denn es war einiges.

Zuerst der Prozess gegen den Züchter von Sir Henry. Ackermann hatte herausgefunden, dass ihr geliebter Welpe aus einer Qualzucht kam und an einer seltenen Hautkrankheit litt. Sie zog Sir Henry einen Anzug an, verschickte Pressemitteilungen mit der Überschrift »Münchenerin steht mit Mops im Smoking vor Gericht.« Fernsehteams bauten sich vor dem Gerichtssaal auf, sämtliche Boulevardzeitungen kamen, »Gebell für Recht und Freiheit«, titelte die Bunte. Sir Henry gewann seinen Prozess: Der Züchter musste die Tierarztkosten zahlen und den Kaufpreis erstatten. Mops Sir Henry wurde berühmt, als Wahrzeichen des Tierschutzes, und Ackermann war seine Managerin.

Sie nahm sich vor, ihrem Mops eine eigene Haribo-Edition zu widmen. Dafür musste sie den Drogisten Erwin Müller davon überzeugen, dass er bei Haribo ein gutes Wort für sie einlege. Dazu schmierte sie sich Leberwurst auf die Schuhspitzen – denn man hatte ihr erzählt, der Weg in Erwin

Müllers Herz führe durch seine Hunde. Die Hunde lagen Ackermann dann natürlich zu Füßen. Heute gibt es die Haribo-Möpsse, die den Schriftzug »Gerd Käfer« tragen, in jeder gut sortierten Müller-Filiale zu kaufen: bunte, süße Mopsköpfe in einer roten Tüte, mit einem leichten Silberblick und einem Hängeohr.

Irgendwann war Mops Henry so berühmt, dass Gerd Käfer, in dessen Oktoberfest-Zelt sich die Schickeria trifft, ein bisschen eifersüchtig wurde: Weil die Münchner auf einmal eher seine Frau und ihren Mops erkannten als ihn. Ein Mops, der für Tierschutz kämpft, das ging den Münchnern näher als Partys und Feinkost.

München ist nicht nur tierlieb, sondern tierverknallt – tierbesessen könnte man sagen, wenn es nicht so gemein klingen würde. Hier wurde im Jahr 1841 der allererste Tierschutzverein gegründet, dessen Gründer Ignaz Perner daran glaubte, dass Menschen emotional verrohen, wenn Tiere schlecht behandelt werden. Weniger Tierleid bedeute weniger Kriminalität, das war seine Faustregel. Heimatlosen Tieren ein Zuhause zu geben ist in dieser Logik vor allem Selbstschutz: Eine Stadt, die Tiere würdevoll unterbringt, erhält dadurch den eigenen Status, die eigene Würde. Der Viktualienmarkt kann noch so aufgeräumt sein, die Theatinerkirche noch so renoviert – wenn es den Tieren nicht gut geht, dann kann es niemandem gut gehen.

Manchmal ist München sogar tierlieber, als es den Tieren lieb wäre. Igel zum Beispiel. Sobald es draußen kalt wird, bringen die Münchner die Igel im Tierheim vorbei, die sie in ihren Gärten finden.

105148220001

Manche Igel können sie vor dem Erfrieren retten. Manche Igel hingegen kommen fett und fidel an und bräuchten gar keine Betreuung, weil sie den Winter auch allein geschafft hätten. Vier Mitarbeiter im Tierheim sind allein für die Betreuung von Wildtieren zuständig. Jeder Igel, ob fett oder nicht, wird entgegengenommen. Vor allem wegen des pädagogischen Effekts, den das auf die Münchner hat: Wer einen Igel abgibt und sich dadurch besser fühlt, versteht, wie wichtig ein Tierheim ist – und wird vielleicht zum Spender.

Ein paar Meter von Charlotte Bonvecchios Hundehaus entfernt entsteht gerade wieder ein Neubau, ebenfalls für Hunde. Ähnlich wie das Denkmal, das Uschi Ackermann für sich und ihren Mann Gerd Käfer plant, wird auch dieser Bau eine Fußbodenheizung haben. Außerdem einen Welpenbereich, weil immer mehr Welpen aus illegalem Handel im Tierheim landen, eine Krankenstation, eine Quarantänestation und eine Aufnahmestelle für Fundhunde. Auf der Spendentafel an der Fassade steht jetzt schon: »Dieses Hundehaus wurde mit Unterstützung der Landeshauptstadt München und unserer zahlreichen Spender in den Jahren 2018/2019 erbaut«. Ende des Jahres können die Hunde einziehen.

Es gibt Menschen in der Münchner Politik, die es übertrieben finden, wie gut die Tiere in Riem es haben. Aber man hört sie selten, und wenn man sie hört, dann bleiben sie kleinlaut. Ein Lokalpolitiker der Bayernpartei kritisierte im Stadtrat den geplanten Hundehaus-Neubau: Manche Rentner, sagte er, würden sich wünschen, so luxuriös untergebracht zu sein wie die Hunde in Riem. Aber das Tierheim, das wisse er selbst, sei wohl »sakrosankt«.

Das ist es auch, weil Christine Strobl ihre Hand darüber hält. An ihrer realen Hand klebt ein weißes Pflaster, als sie in ihrem Büro im Münchner Rathaus empfängt. Darunter, erzählt sie, brennt ein Kratzer, denn sie war am Morgen mit Mutzi und Puma beim Tierarzt. Strobl hat die beiden Katzen natürlich aus dem Tierheim geholt. Sie ist die Tierschutz-Bürgermeisterin – so nennt sie sich nicht selbst, aber sie ist bei jeder Grundsteinlegung vor Ort, um eine Rede zu halten, bei jeder Eröffnung, um Interviews zu geben, und bei allen wichtigen Festen, um Hände zu schütteln. Und sie setzt sich dafür ein, dass die Stadt dem Tierheim mehr Geld zur Verfügung stellt, als sie müsste. »Der Sozialetat liegt bei 1,6 Milliarden Euro«, sagt sie – die Ausgaben für das Tierheim, ein paar Millionen Euro, seien dagegen winzig.

Wenn Strobl über Tierschutz in München spricht, dann klingt sie dabei fast immer unzufrieden. Mahnend. Anstatt zu sagen, dass die Katzen im Katzenhaus häufig nur für ein, zwei Tage bleiben müssen, bevor sie eine neue Familie finden, erzählt Strobl von Leuten, die sich Welpen kaufen, mit denen sie danach nichts mehr anzufangen wissen. Anstatt zu sagen, dass es für die Kinder- und Jugendgruppen im Tierheim Wartelisten gibt, auf denen Dutzende Kinder stehen, erzählt Strobl, dass Kinder in der Schule zu wenig über Tierschutz lernen. Wahrscheinlich ist sie damit ein gutes Beispiel dafür, wie München auf seine Tiere schaut: Es kann ihnen gar nicht gut genug gehen. In der Familie aus Spendern, Mitarbeitern und Ehrenamtlichen nimmt Christine Strobl, also die Stadt München, die Rolle eines Patenonkels ein. Einer, der dem Nachwuchs regelmäßig Geld zusteckt, mit den Worten: »Kauf dir davon etwas wirklich Schönes.« Einer, der zu wichtigen Anlässen vorbeischaud und bei großen Geburtstagsgeschenken seinen Anteil zahlt.

»Man muss nicht nur Dinge machen«, sagt Kurt Perlinger, der Tierheimvorstand, »sondern den Leuten auch sagen, was man macht.« Er sagt das als Antwort auf die Frage, warum im Münchner Tierheim alles besser funktioniere als in anderen Tierheimen. »Wir zeigen den Leuten, dass wir mit

ihrem Geld gut umgehen.« Die Münchner sind sehr engagiert, sagt er, sie spenden, sie gehen Gassi, sie streicheln und lesen vor. Das einzige Problem ist, dass sie sich nicht binden wollen. Obwohl die Spendeneinnahmen steigen, sinken die Mitgliederzahlen des Vereins. Es gibt inzwischen 6000 Menschen, die Tierpatenschaften übernommen haben, also regelmäßig Geld zahlen – aber weniger als 10.000 Mitglieder. »Diese Vereinsmeierei gibt es heute nicht mehr so«, sagt Perlinger. In Vereine tritt man ein, weil man Dinge ändern will, Missstände bekämpfen. Aber wenn es keine Missstände mehr gibt, wenn die Münchner Tiere wohlumsorgt sind – dann gibt man wohl eher Geld dazu, damit alles so bleibt, wie es ist. Oder um ein Haus zu bauen, das alles noch besser machen soll.

Herr Perlinger, ist überhaupt Platz auf dem Tierheimgelände, für das Haus, das Uschi Ackermann gerne bauen würde? Räuspfern in der Leitung. Ein bayerisches »Nooaja.« Dann: »Die Frau Ackermann ist ja noch so fit, dass das für uns aktuell gar kein Thema ist.«

Frau Ackermann, wie ist der Zeitplan für das Käfer-Haus? Blöde Frage. Ackermann ist zum ersten Mal kurz sprachlos. Und sagt dann, gleichzeitig verlegen und empört: »Losgehen wird es da erst, wenn ich tot bin.«

2.5.19 N⁰1

105227080001

Hello again

Vor 25 Jahren kam Danny Rubins „Und täglich grüßt das Murmeltier“ ins Kino, seitdem lebt Rubin in Santa Fe in einem schokoladenbraunen Haus, gefangen von seiner eigenen Geschichte. Ein Besuch in der Endlosschleife

VON HANNES VOLLMUTH

Gute Geschichten beginnen oft mit dem Gedanken: Was wäre, wenn...? Was wäre also, wenn zum Beispiel ein Mann denselben Tag immer wieder erleben würde? Und wenn der Mann, der sich diese Geschichte ausgedacht hat, von seiner eigenen Geschichte nicht mehr loskommen würde?

„Das wäre eine ziemlich irre Geschichte“, sagt Danny Rubin, legt die Füße auf den Tisch, lehnt sich im Schreibtischstuhl zurück, bis hinter ihm eine Pappfigur zum Vorschein kommt. Ein Murmeltier, überlebensgroß. Sie steht da seit 25 Jahren, seit Danny Rubin „Und täglich grüßt das Murmeltier“ veröffentlicht hat und dann so gut wie nichts mehr. Er springt jetzt auf, zieht einen Karton aus dem Regal und wühlt ein T-Shirt hervor. Geschenk der US-Regierung an Danny Rubin, getragen von Bill Clinton oder Jassir Arafat oder einem anderen Teilnehmer eines Gipfeltreffens, 20 Jahre her, als tagelang verhandlungstechnisch gar nichts mehr ging. Braune Schrift auf weißem Stoff: „Groundhog Day“, so heißt der Film im Original.

In der amerikanischen Wüste von New Mexico, zwölf Minuten vom Zentrum in Santa Fe entfernt, hinter einem schokoladenbraunen Haus, in einer umgebauten Garage, die mal ein Kuhstall war, sitzt nun also Danny Rubin

an einem Schreibtisch und denkt über sein Leben nach. Rubin, 61 Jahre alt, ausgebeulter Schreibpullover, wirres Künstlerhaar und ein indianisches Symbol am linken Ohr, sagt: „Das steht für die aufgehende Sonne.“

Man muss es wohl so formulieren: Dieser Mann ist in seiner eigenen Geschichte gefangen. Oder was heißt gefangen. Er lebt darin.

Die Geschichte, die er schrieb, handelt vom Wettermoderatoren Phil, der nach Punxsutawney, Pennsylvania, fährt, um über ein ihm verhasstes Folklorefest zu berichten, den Murmeltier-Tag. Er wird eingeschneit, wacht am nächsten Morgen auf – und wieder ist Murmeltier-Tag. Und am nächsten auch, immer wieder. Ein Film wie für das kollektive Gedächtnis gemacht. Publikumsliebbling, Kritikerliebbling, ein Klassiker, in der Hauptrolle Bill Murray als herrlich verzweifelter Kauz, der sein seltsames Schicksal dann aber doch selbst in die Hand nimmt, um es auszutricksen. Und Danny Rubin?

Hatte eigentlich andere Dinge vor. Zum Beispiel neue Drehbücher und Geschichten verkaufen, was ihm nicht wirklich gelungen ist. Bis auf: „Und täglich grüßt das Murmeltier – das Musical“, 20 Jahre später. Wie hält man das aus? Wird man verrückt? Oder findet man einen Ausweg?

Jetzt macht der Laptop „bing“, und Rubin kehrt vom Murmeltier-Karton zum Schreibtisch zurück, klickt und runzelt die Stirn und vermeldet, dass die Produktionsfirma von Brad Pitt geschrieben hat. Wegen seines neuen Drehbuchs. „Eine Absage, steht aber viel Lob drin. Na ja. Wo waren wir stehen geblieben?“

Es war alles etwas anders geplant, damals, vor 28 Jahren, als der unbekannte Autor Danny Rubin im Writers Guild Kino in Hollywood saß,

alleine, mit einem Vampir-Roman auf dem Schoß. Gerade war er nach Los Angeles gezogen und hatte ein erstes Drehbuch verkauft. Seine Tochter war wenige Wochen alt, sie lebten zu dritt in Loz Feliz, wo Polizeihubschrauber jede Nacht den Schlaf zerflappten. Zu allem Übel drängelte sein Agent, ein neues Drehbuch sollte her.

Rubin betrachtete das ungeöffnete Vampir-Buch auf seinem Schoß und dachte darüber nach, wie es wohl wäre, zum ewigen Leben verdammt zu sein. Da fiel ihm eine alte Karteikarte ein, in irgendeinem Umzugskarton begraben, zehn Ideen aus den alten Chicago-Tagen, als er ganz am Anfang seiner Schreibkarriere stand. Idee Nummer eins: Der Alltag eines extrem reichen Mannes. Idee Nummer fünf: Ein Idiot wird US-Präsident. Nummer zehn: Ein Kerl erlebt denselben Tag immer wieder. Auch wenn in diesem Moment die Saallichter erloschen – in Rubins Kopf leuchtete es.

Ein Kerl erlebt denselben Tag immer wieder...wird er sich irgendwann ändern? Oder ist er verdammt, auf ewig der Gleiche zu sein? Am nächsten Morgen saß Rubin um 8 Uhr am Schreibtisch, zwei Jahre später kam „Und täglich grüßt das Murmeltier“ ins Kino, verfilmt von Harold Ramis.

Während Danny Rubin angeekelt vom Hollywood-Bohei nach Santa Fe zog, mit der Familie, in das schokoladenbraune Haus mit einer Ulme vor der Tür.

Ein halbes Jahr verging. Rubin überlegte, noch einen Murmeltier-Tag-Roman zu schreiben. Ein Musical erschien ihm auch attraktiv. Er sollte die Finger davonlassen, das wusste er, fühlte sich aber wie von einer Wolke aus Gedanken-Schmetterlingen umgeben. Dann kam ein Brief.

Ein Mönch aus Deutschland schrieb, dass dieser Film sein ganzes Werte- und Glaubenssystem enthalte. Und noch ein Brief kam, abgeschickt von einem jungen Paar irgendwo in den Staaten, das die jüdische Kabbala

studierte und schrieb: Dieser Film fasst alles zusammen, woran wir glauben, danke schön! Was dann geschah, kann Rubin immer noch nicht glauben: Zeitungstexte, die auf „Und täglich grüßt das Murmeltier“ referierten, Zitate in Filmen, mehr Briefe, Mails, mehr Mails, Predigten, Horoskope. Doktorarbeiten. 200 Menschen waren vor dem Film nach Punxsutawney gekommen, jetzt zählte die Stadt Zehntausende.

Dinge, die Danny Rubin getan hat, um dem Murmeltier-Sog zu entkommen: Wie verrückt neue Drehbücher geschrieben, damit nach Hollywood geflogen, um in jedem Meeting festzustellen, dass die Studiobosse ihn nur eingeladen hatten, weil er der Autor von „Und täglich grüßt das Murmeltier“ war. Während zu Hause die Postfächer überquollen, Nachrichten nicht mehr nur von Christen, Juden, Buddhisten und Anhängern der Falun Gong, sondern auch geschrieben von Philosophen, Psychologen, Krebspatienten und Fast-Selbstmördern.

Sich überlegt, wie er dem ganzen Murmeltier-Treiben ein Ende setzen könnte und das Buch „Wie man ‚Und täglich grüßt das Murmeltier‘ schreibt“ geschrieben, um ein für alle Mal alle Fragen zu beantworten. Und dann erhielt er doch wieder Einladungen, zu Kunst- und Philosophie-Festivals auf der ganzen Welt, um über das Prinzip der ewigen Wiederholung zu sprechen. Angefangen, einen Murmeltier-Blog zu schreiben, mit ausgedachten Dialogen zwischen ihm und Phil. Sich selbst dabei erwischt, wie er erste Entwürfe für das Musical schrieb.

Und dann kam im Sommer 2012 eine Mail. Von Matthew Warchus, Regisseur aus London, der fragte: ob er schon an ein Murmeltier-Tag-Musical gedacht hatte? Rubin zögerte. Okay, er hatte ja selbst schon daran gedacht, ups, sogar schon daran geschrieben. Aber für immer der

Murmeltier-Tag-Typ sein? Nach Film, Buch, Blog, Auftritten, einem Eintrag zu seinem Filmtitel im „Oxford English Dictionary“ noch ein Musical?

Wobei, was war so schlimm daran, der Murmeltier-Tag-Typ zu sein?

Er hatte eine Familie und ein Leben, alles normal, nur eben untrennbar mit „Und täglich grüßt das Murmeltier“ verbunden. Wie ein Wollknäuel, das nicht mehr auseinandergeht. Wiederholung als Lebensprinzip. Das echte Leben.

Er kramte das ganze Material hervor, Briefe, Mails und Gedanken, alles, was ihm in 20 Jahren widerfahren war. Und machte daraus das Musical. Drei Jahre flog er wieder und wieder nach London, und dann nach New York, denn sein Musical lief jetzt auch am Broadway.

Er sendete zwischendurch noch einem Kino in Wales Grußbotschaften, das fünf Mal hintereinander in einer Nacht „Und täglich grüßt das Murmeltier“ zeigte. Traf einen Typen, der ein Jahr lang jeden Tag „Und täglich grüßt das Murmeltier“ geschaut und über seine Erfahrung gebloggt hatte. Und reiste zum Murmeltier-Festival in Punxsutawney, um dort tatsächlich eingeschneit zu werden. Wie in seiner Geschichte. Wozu Danny Rubin nur noch sagen konnte: „Haha.“

Es ist der dritte Tag in Santa Fe, und Rubin schiebt im Wohnzimmer zwei Sessel vor den Fernseher, füllt Nüsschen in Schälchen, salzig und süß. Draußen fällt die Nacht auf die Stadt und seine Schreibgarage, in der seit 25 Jahren der Murmeltier-Pappaufsteller steht. Dann angelt Danny Rubin nach der Fernbedienung und startet die Aufzeichnungen des Musicals. Guckt in den nächsten Stunden tatsächlich so begeistert, als wär's das erste Mal. Schaut Phil dabei zu, wie er verzweifelt, dass sich alles wiederholt,

wiederholt, wiederholt. Giggelt und lacht und spricht ein paar Dialoge mit. Schweigt, als Phil am Ende akzeptiert, dass er zum Kleinstadt-Kerl geworden ist, durchaus glücklich. Und damit der Zeitschleife entkommt.

Als es vorbei ist, schaltet Danny Rubin den Fernseher ab. Nach einem Moment sagt er: „Ach, dann bin ich halt der Murmeltier-Tag-Typ. Es hätte ja echt schlimmer kommen können. Letztendlich bin ich dankbar dafür.“

Auch Bill Murray übrigens, der Hauptdarsteller des Films, saß bei der Broadway-Premiere des Musicals im Saal. Und dann, 24 Stunden später, gleich noch mal. Selber Ort, selbe Kleidung, selbes Stück: Murmeltier-Wahnsinn.